
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Dezember 12/2001

Aus dem Inhalt

Robert Kümpel
Entäußerung 353

Gerhard Gäde
Trinitarische Eucharistiekatechese 355

Bernhard Riedl
„Einladung“ ausgeschlagen 367

Annette Lenders
Singles mit Kids – Zwischenbilanz 373

Karl Allgaier
Ein neues Zeitalter der Kinderliteratur 379

Literaturdienst:
Anno Quadt: Evangelische Ämter: gültig –
Eucharistiegemeinschaft: möglich
Willi Hoffsummer (Hg.)
Mehr als 1000 Kurzgeschichten 382

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Robert Kümpel, Kardinal-Frings-Str. 12,
50668 Köln | Dr. Dr. habil. Gerhard Gäde, Weserstr. 19,
49090 Osnabrück | Bernhard Riedl, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Annette Lenders, Bischöfliches General-
vikariat, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Karl Allgaier,
Häsensweg 7, 52156 Monschau

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Prof. Dr. Heinrich Jacob,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat
Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing
16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001 od. -7002,
Fax (0221) 1642-7005

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J.P.Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 65,60 DM
(ab 2002: 33,55 €) incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten
| Einzelheft 5,50 DM (ab 2002: 2,80 €) |

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J.P.Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Robert Kümpel

Entäußerung

Wieder einmal stehen wir im Advent und bereiten uns auf das Fest der Geburt Jesu vor. Wieder mal werden wir Anlass haben, über die dicht gedrängten Termine vor Weihnachten zu stöhnen, die kommerzielle Ausschlichtung der Vorweihnachtszeit zu beobachten und festzustellen, wie oberflächlich Sentimentalität sein kann. Menschwerdung ist ein sehr vielschichtiger Prozess.

Das, was uns eigentlich bewegt im Blick auf Weihnachten, schildert der Apostel Paulus ganz unsentimental:

*Er war Gott gleich,
hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein,
sondern er entäußerte sich
und wurde wie ein Sklave
und den Menschen gleich.
Sein Leben war das eines Menschen.
Er erniedrigte sich
und war gehorsam bis zum Tod,
bis zum Tod am Kreuz.*

(Phil 2,5-8)

Für Paulus ist es ein einziger Bewegungsbogen, der Jesus aus der Herrlichkeit des Vaters in die Menschwerdung und dann ans Kreuz führt. Er beschreibt, was Gott in Kauf zu nehmen bereit ist in seiner Menschwerdung. Er fasst dabei auch den Widerstand ins Auge, der sich Gott und seinem Wollen entgegenstellt, sowie er den Bereich Welt betritt. Der Menschgewordene setzt sich dem Geheimnis des Bösen aus, und dieses Böse wird ihm alles abfordern, was er besitzt, selbst das Leben.

Genau dieses Leben aber, das er loslassen muss, wird die Welt und die Menschen verändern. In seiner Hingabe des Lebens

hat Jesus uns gelehrt, wie man in dieser Welt Mensch sein kann: wie ich an die Liebe und verborgene Gegenwart des Vaters glauben kann, wie sich die Unsicherheit und Begrenztheit menschlichen Daseins ertragen lässt, wie ich Unrecht und Leiden beantworten kann, ohne mich selbst aufzugeben. Er hat gezeigt, wie ich Kranken und Randexistenzen Hoffnung und Selbstachtung schenken kann, wenn ich ihnen mit Respekt und Zuwendung begegne; wie ich mich auch in Konflikten klar und achtungsvoll äußern kann, ohne zuzuschlagen. Er hat vorgezeichnet, wie das Hinhören auf den Vater das Leben verändert und wie gelassene Geduld mit mir und mit anderen große Energien freisetzt. Er hat vorgelebt, dass dem, der liebt, alles möglich wird.

Es sind nicht nur seine Worte, die uns heute noch ins Mark treffen, sondern ebenso seine Taten. Bis ins Detail hat er seinen Jüngern gezeigt, wie Leben geht. Beides zusammen war entscheidend. Und deshalb bricht der Lebensbogen des Menschen Jesus auch im Tode nicht ab:

*Darum hat Gott ihn über alle erhöht
und ihm den Namen verliehen,
der größer ist als alle Namen,
damit alle im Himmel, auf der Erde und
unter der Erde
ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu
und jeder Mund bekennt:
„Jesus Christus ist der Herr“
zur Ehre Gottes, des Vaters.*

(Phil 2,9-12)

Jetzt sind wir an seine Stelle getreten. Er hat uns seinen Geist verliehen, wir tragen seine Lebensdynamik und Sendung in uns.

Und so verkünden wir den Menschen heute, was er uns gesagt hat. Zugegeben: nicht immer sehr überzeugend oder geistreich, manchmal auch nicht umfassend – wir lassen hier und da schon mal die eine oder andere sperrige Wahrheit aus. Vielleicht auch nicht immer genügend gut vorbereitet. Aber die Menschen nehmen uns unser Wort ab, wenn sie spüren, dass unser Herz dabei ist.

Was wir aber sicher zu wenig tun: ihnen zeigen, wie das geht, als Mensch in dieser Welt mit Gott zu leben. Wie man das macht: glauben, ausharren, vertrauen, loslassen, lieben, Gott suchen, streiten... An jedem von uns müssten sie das ablesen können. Verkündigen bedeutet vorleben.

Wenn ich manche neueren Diskussionen in der Öffentlichkeit verfolge, über die Abtreibungsfrage, über das Thema Gentechnik, über die Friedensproblematik, dann sieht es so aus, dass wir als Christen zwar gerne grundsätzliche Positionen markieren, uns aber nicht genug die aufwändige Mühe machen, für diese Positionen unter den gesellschaftlichen Gruppen zu werben und anderen bis ins Detail die Lebensbedeutsamkeit unserer Überzeugungen durchsichtig zu machen, sodass sie sie verstehen und annehmen können. Das erfordert einen langen Atem und viel geduldige Dienstbereitschaft. Manchmal schütteln wir den Staub viel zu schnell von unseren Füßen.

Da müssen wir schon in das Lebensgefühl, die Sorgen, die Alltagszwänge, die Unsicherheiten unserer Zeitgenossen hineinsteigen, um ihr Vertrauen in unsere Verkündigung zu gewinnen. Ohne diese respektvolle Mühe werden wir die Botschaft Jesu nicht zum Leuchten bringen. Es ist ein Sklavendienst, der der Kirche aufgetragen ist. Aber es ist derselbe, den Jesus selbst geleistet hat. Auch er gehört zur Menschwerdung.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit.

Liebe Leserinnen und Leser,

die Zeit der Erstkommunionvorbereitung hat spätestens nach den Herbstferien wieder begonnen. Ihr ordnet sich der Beitrag von **Prof. Dr. Gerhard Gäde**, Dogmatiker aus dem Bistum Osnabrück, zu, der Katechese als Einführung in das Geheimnis der Gemeinschaft mit Gott versteht. Von hierher entwickelt er die Anregung, Rubljews Dreifaltigkeits-Ikone zum Betrachtungsgegenstand des Erstkommunionunterrichts zu machen.

Der zweite Beitrag nimmt Bezug auf ein Projekt, mit kirchlich distanzierenden Christen – nicht als „Erfolgsmeldung, sondern als nüchterne Bilanz. Das Dialogprojekt „Einladung“ stieß auf Ablehnung. Ihren Gründen nachzugehen und daraus Fragen an die Pastoral zu entwickeln, unternimmt **Bernhard Riedl**, Referent für Verkündigung und neue Wege der Pastoral im Seelsorgeamt des Erzbistums Köln.

Auf die Situation von Ein-Eltern-Familien, vor allem von alleinerziehenden Frauen, die in den letzten Jahren zu einer unübersehbaren Gruppe in unserer Gesellschaft wurden, lenkt den Blick **Annette Lenders**, Leiterin des Referates Alleinerziehende in der Hauptabteilung Gemeindegemeinschaft im Bistum Aachen. Sie empfiehlt eine Pastoral, die nach Wegen der spirituellen Begleitung auch von Trennungsprozessen sucht.

Folgt man Beschwerdebriefen, die an Bischöfe geschickt werden, sind Harry Potter-Bücher ein Werk des Teufels und zu verbieten. Was es wirklich mit ihnen – auch unter religiöser Hinsicht – auf sich hat, untersucht **Dr. Karl Allgaier**, Leiter der Fachstelle Medienarbeit und Büchereiwesen beim Bischöflichen Generalvikariat Aachen.

Um was es beim Weihnachtsfest eigentlich geht, stellt der „Unter uns“ abgedruckte Text von Karl Rahner heraus. Auf ihn verweisend wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest und uns allen, dass Frieden auf Erden werden möge

Ihr



Gerhard Gäde

Trinitarische Eucharistie- katechese

Eine theologische Anregung zur Erneuerung der Katechese

Wer heute als Priester, als pastorale Mitarbeiterin oder Mitarbeiter in einer Gemeinde verantwortlich für die Hinführung der Kinder zur Erstkommunion ist, weiß um die vielfältigen Schwierigkeiten, die mit den Bemühungen um eine gelungene Katechese verbunden sind. Der Anteil der Kinder, die bereits in der Familie mit dem christlichen Glauben, mit der Bibel und mit dem christlichen Zeichensystem vertraut gemacht wurden, wird immer kleiner und stellt in vielen katechetischen Gruppen keineswegs mehr die Mehrheit dar. Viele Eltern haben selbst keinen lebendigen Zugang mehr zur Kirche und zu den Sakramenten. Ihnen ist oft auch an einer wirklichen Hinführung ihrer Kinder zum Glauben an Christus nur wenig gelegen. Bei vielen hält sich denn auch die Kooperation mit den Katecheten in Grenzen. Das Interesse ist mehr auf die Äußerlichkeiten konzentriert. Die Kinder nehmen deutlich die Diskrepanz wahr zwischen Kirche und der fehlenden religiösen Praxis im Elternhaus. Und nach dem Fest der Erstkommunion werden viele, ja sehr viele Kinder im Gottesdienst kaum mehr gesehen. Dennoch fahren wir mit dieser durchaus fragwürdigen Praxis fort. Offenbar sehen viele in der Sakramentenkatechese doch noch eine Chance, wenigstens einigen Kindern und auch deren Familien etwas von dem nahezubringen, worum es in unserem Glauben geht.

Die Katechese hat theologische, anthropologische, pädagogische und religions- sowie kultursoziologische Aspekte zu berücksichti-

gen. Auf den folgenden Seiten seien aus *theologischer* Sicht zunächst einige Gedanken zur Bedeutung der Sakramentenkatechese für den einzelnen und für die Kirche als ganze formuliert (1.). Sodann möchte ich einige inhaltlich-theologische Aspekte der Eucharistiekatechese hervorheben und auf ein häufig anzutreffendes trinitarisches Defizit hinweisen (2.). Im letzten Teil (3.) sei eine Anregung zu einer Erneuerung der Katechese in trinitätstheologischer Absicht gegeben.

1. Die Bedeutung der Eucharistiekatechese für den Glauben des einzelnen und für die Kirche

Der Katechese zur Hinführung der Kinder zum Herrenmahl kommt in zweifacher Hinsicht eine besondere und nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Zum einen für den Glauben und die kirchliche Zukunft der Kinder selbst, zum anderen für die Kirche als solche und ihren Fortbestand in der Zukunft.

Die Glaubensdimension

Die Eucharistiekatechese führt Kinder nicht in irgendeinen religiösen Brauch oder Ritus ein, sondern in das innerste Mysterium der Kirche. Sie sollen daran teilhaben. Dieses innerste Mysterium der Kirche ist Christus selbst, insofern er uns Anteil gibt an seinem Gottesverhältnis und somit einbezieht in seine Gemeinschaft mit dem Vater (vgl. Joh 14,20; 17,21; 1 Joh 1,3). Dieses Verhältnis Jesu zum Vater ist der Heilige Geist. Zu Recht nennt *Gisbert Greshake* deshalb die Kirche „das Geheimnis der trinitarischen Koinonia.“¹

Die Kommunionkatechese zielt also folgerichtig darauf ab, die Kinder damit vertraut zu machen, dass sie in das Sohnesverhältnis Jesu hineingenommen sind. Das Erlernen und Erschließen des *Vater unser* gehört zu den elementaren Inhalten der Katechese. In diesem Herrengebet bringt der Christ seine durch Christus eröffnete Zugehörigkeit zu Gott und sein Einbezogensein in das Gottes-

verhältnis Jesu vor Gott zum Ausdruck. Denn kein Mensch kann von sich aus eine Beziehung zu Gott aufnehmen und begründen. Von uns aus gesehen bleibt Gott für immer unerreichbar. Denn er wohnt in unzugänglichem Licht (vgl. 1 Tim 6,16) und keiner hat ihn je geschaut (Joh 1,18). Von uns aus gesehen gibt es keine begründete Aussicht auf Gemeinschaft mit Gott. Erst auf das Wort Jesu hin, das als *Gottes* Wort verstehbar ist, kann man sich in eine Gottesbeziehung aufgenommen wissen, die ontologisch nicht geschöpflicher, sondern göttlicher Qualität ist. Sie kommt in der Welt nirgendwo vor, ist aus ihr nicht abzuleiten, fällt nicht unter unsere Begriffe, sondern ist genauso unbegreiflich wie Gott selbst.

Die Kommunionkatechese hat die Aufgabe, Kinder in dieses Mysterium einzuführen und damit vertraut zu machen. An ihrem Gelingen oder Misslingen kann sich durchaus entscheiden, ob die Kinder sich auf ihrem Lebensweg in Gemeinschaft mit Gott wissen werden oder nicht, ob sie eine *Perspektive der Ewigkeit* für ihr Leben finden oder nicht. In dieser Katechese entscheidet es sich auch zum guten Teil, wie sie die Eucharistie aufnehmen und empfangen: als eine göttliche Wirklichkeit unter den Zeichen von Brot und Wein, eben als das Allerheiligste oder Allerkostbarste der Kirche, oder als einen frommen religiösen Gegenstand, eben als „heiliges Brot“. Nicht selten bestimmt die Eucharistiekatechese, welches Eucharistieverständnis lebenslang vorherrschen wird. Werden die Kinder zu einer Ehrfurcht vor dem Sakrament geführt, die in ihnen auf Dauer grundgelegt bleibt, so dass dieses Sakrament zu einer sie tragenden und wirklich gnadenvermittelnden Größe wird, die auch in der Sterbestunde noch Hoffnung zu wecken vermag und deshalb von überragender Bedeutung ist? Oder werden sie ein verkürztes, banalisiertes Eucharistieverständnis bekommen, das sie nicht trägt, keine Hoffnung vermittelt, folgenlos bleibt für das tägliche Leben und auch in der Sterbestunde ohne besondere Bedeutung ist und wonach deshalb auch kaum mehr verlangt wird?

Man könnte einwenden, Kindern sei eine Einführung in die kirchliche Transsubstantiationslehre nicht zuzumuten und deshalb die eucharistische Realpräsenz auch nicht zu erklären. Aber wem auch sollte sie „erklärt“ oder „plausibel“ werden? Handelt es sich doch um ein unbegreifliches Geheimnis. Selbstverständlich sollen Kinder nicht in einen theologischen Fachjargon und in terminologische Distinktionen eingeführt werden. Und dennoch ist ihnen die unverkürzte eucharistische Wirklichkeit zu vermitteln, so dass sie auf das Wort Jesu hin wahrhaft glauben können, hier nicht ein Stück Brot, auch nicht ein „heiliges Brot“ (was auch immer das sein soll) zu empfangen, sondern Christus selbst zu begegnen und dieses „Brot“ als die sichtbare Weise, wie Christus bei uns ist, zu verstehen. Von dieser Aufgabe kann die Eucharistiekatechese nicht dispensiert werden.² Sie kann wohl nur von Personen erfüllt werden, die über katechetisches und didaktisches Geschick hinaus eine tiefe Beziehung und Liebe zur eucharistischen Wirklichkeit haben.

Die ekklesiale Dimension

Zum anderen ist das Gelingen der Eucharistiekatechese auch für die Kirche selbst von herausragender Bedeutung. Die Eucharistie ist ihr innerstes Geheimnis. Es zu entleeren würde bedeuten, die Kirche von innen her zu zerstören. Für den Fortbestand der Kirche ist es deshalb von vitaler Bedeutung, dass Menschen an dieses Mysterium herangeführt werden und darin dem Herrn begegnen. Die Aushöhlung dieses *nucleus eucharisticus* würde im Endeffekt dazu führen, dass die Kirche, die selbst der *Leib Christi* (vgl. Röm 12,5; 1 Kor 12,27), also Christi konkrete Präsenzweise ist, sich in Nichts auflöst und verflüchtigt, selbst wenn gewisse „Strukturen“ bleiben. Mit dem Glauben verdunstet auch die Kirche. Auf diese Formel kann man den Sachverhalt bringen. Denn weil die Kirche der Leib Christi ist, insofern sie selbst vom eucharistischen Leib Christi lebt und sich von ihm her aufbaut, verflücht-

tigt sie sich als diese sakramentale Präsenzweise Christi in der Welt in dem Maß, in dem sich der eucharistische Leib Christi im Verständnis der Gläubigen verflüchtigt.

Das Gelingen der Eucharistiekatechese ist deshalb auch in mehrfacher Hinsicht für die Kirche und ihr Fortbestehen von besonderer und nicht zu unterschätzender Bedeutung. In ihr wird grundgelegt, welche Beziehung die Kinder in Zukunft nicht nur zur Eucharistie, sondern auch zur Kirche selbst haben werden. Die Katechese entscheidet mit darüber, was die Kinder in der Eucharistiefeyer erkennen werden. Wird sie für sie irgendein maßgeblich von uns veranstalteter und gestalteter Gottesdienst sein, oder werden sie darin das Ein und Alles, die Quelle und den Höhepunkt christlichen Lebens und die Sichtbarwerdung ihrer Gemeinschaft mit Gott erkennen können?

In der Eucharistiekatechese kann auch grundgelegt werden, welches Verhältnis die Kinder zum Sonntag als Herrentag haben werden. Es handelt sich auch hierbei um die Stiftung christlicher Identität, die nicht losgelöst von Raum und Zeit ist, sondern sich am Sonntag als Ostertag der Woche bildet. Der Sonntag, der Tag der eucharistischen Versammlung der Kirche, eröffnet jedes Mal neu die Perspektive der Ewigkeit für die neue Woche.³

Nicht zuletzt kann die Eucharistiekatechese bereits den Keim einer Priesterberufung in das Herz einzelner Kinder legen. Denn auch in diesem Punkt kommt der Glaube vom „Hören“ (vgl. Röm 10,17). Wo die Eucharistie als das Allerkostbarste der Kirche, als ihr innerstes und heiligstes Mysterium lebendig vermittelt wird, kann auch eine solche Liebe dazu erweckt werden, die den Wunsch auslöst, das eigene Leben in den Dienst dieses Geheimnisses zu stellen und sich ihm zu weihen. Das Geheimnis der Eucharistie ist etwas unsagbar Großes, das es wohl wert ist, sein Leben damit zu verbringen, es zu hüten, andere Menschen darin einzuweihen und daran Anteil zu geben.

2. Worum geht es in der Eucharistiekatechese?

In der Eucharistiekatechese geht es um nichts weniger als um das, worum es im Glauben überhaupt geht: um *Gemeinschaft mit Gott*. Die Eucharistiekatechese fokussiert diesen Gedanken und konzentriert ihn auf die Eucharistie, insofern sich in ihr diese Gemeinschaft mit Gott sakramental ereignet. Denn die christliche Initiation zielt auf die Eucharistie. Diese ist die Vollendung und Krönung der sakramentalen Eingliederung in die Kirche.⁴ Insofern die Initiation Einführung und Einweihung in das innerste Glaubensmysterium der Kirche ist, darf die Sakramenten Katechese als Mystagogie im eigentlichen Sinne des Wortes gelten. Dem Einzugliedernden wird ein ihm bisher verborgenes Geheimnis aufgedeckt und offenbar gemacht, so dass er es im Glauben zu erkennen vermag.⁵

Hausgenossenschaft Gottes

Es handelt sich um das Geheimnis unserer Gemeinschaft mit Gott, die ein alles andere als selbstverständlicher Sachverhalt ist. Im Glauben an unsere Gemeinschaft mit Gott wissen wir uns nicht mehr unserer bloßen Geschöpflichkeit preisgegeben, sondern begreifen uns als *In-Christus-Geschaffene* (vgl. Kol 1,16; Eph 2,10). Diese unsere Gemeinschaft mit Gott ist nichts anderes als Teilhabe und Teilnahme an der Gemeinschaft Jesu mit Gott. Es handelt sich um unser Hineingenommensein in die Liebe, mit der Gott von Ewigkeit her seinem Sohn zugewandt ist.⁶ Diese Liebe ist der Heilige Geist als das Miteinander von Vater und Sohn.⁷

Beim Geheimnis des christlichen Glaubens geht es also um unser Hineingenommensein in eine innergöttliche *κοινωνία*. Die Menschen, die an dieser Lebensgemeinschaft Anteil bekommen, werden selbst untereinander durch den Heiligen Geist, der das Miteinander von Vater und Sohn ist, verbunden. So entsteht die Kirche als ein

neues Miteinander von Menschen im Heiligen Geist. Dieses Miteinander im Heiligen Geist macht das ganze Mysterium der Kirche aus: Geschöpfliches und immer vom Rückfall in ein Gegeneinander bedrohtes Wir von Menschen wird unterfangen vom göttlichen Wir von Vater und Sohn. Die Kirche Christi „subsistiert“ nicht nur und erst in der „katholischen Kirche“ (vgl. *Lumen gentium*, art. 8,2), sondern sie subsistiert in erster Linie im Heiligen Geist.

Die Kirche ist in biblischer Terminologie *Gottes Volk*, weil und insofern sie *Leib Christi* ist, d. h. die sakramental sichtbare Präsenzweise Christi. Diese Präsenzweise aber ist die eines sozialen Subjekts, das aus vielen Ichs zu einem Wir gesammelt und konstituiert ist, eben als Volk. Denn insofern Christus immer der vom Geist als seinem Gottesverhältnis erfüllte ist, also von seinem Wir mit dem Vater, deshalb kann auch seine sakramentale Präsenz nicht anders verstanden werden als vom Geist erfüllt und durchdrungen. Der Geist, in den wir hineingenommen sind, ist ein Wir und verbindet zum Wir. Deshalb bezeichnet das Neue Testament die Kirche auch als *Tempel des Heiligen Geistes* (vgl. 1 Kor 3,16f).

Es ist tatsächlich dieser vom Geist Gottes durchdrungene Leib, der das universale Heilssakrament darstellt, welches der Welt verkündet, dass sie nicht ihrem eigenen Schicksal überlassen und für ihre begrenzte Zukunft auf sich selbst und ihre eigenen Möglichkeiten angewiesen bleibt.

Die Kirche wird zu diesem „Leib“ dadurch, dass sie sich vom eucharistischen Leib Christi nährt.⁸ Indem sie sich diesen Leib geradezu einverleibt, wird sie Christus leibs- und blutsverwandt. Sie setzt sich in der Eucharistiefeyer in das einzig mögliche rechte Gottesverhältnis, nämlich in Jesu Verhältnis zum Vater. Insofern sie den Leib Christi zu ihrem innersten Geheimnis macht, weiß sie sich mit dem Sohn unlösbar verbunden vor dem Vater stehend. Der Vater kann in der Kirche seinen Sohn sehen – nämlich dessen „Leib“ – und lieben und sie so anschauen, wie es nur der Sohn „verdient“, angeschaut zu werden. Die Eucharistiefeyer macht in ihrem

Gesamtzusammenhang sakramental sichtbar, was unsere Gemeinschaft mit Gott zuinnerst ist: Ein Dazugehören zu der innergöttlichen *κοινωνία* von Vater und Sohn im Geist. Die Schrift bringt diesen Sachverhalt so zum Ausdruck: „Ihr seid also jetzt nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,19). Die christliche Heilsökonomie ist die Gewährung von Haus- und Heimatrecht in Gottes „Haus“.

Eucharistiekatechese ohne Trinität?

Nun sollen in der Eucharistiekatechese Kinder in diese Haus- und Tischgenossenschaft Gottes eingeführt werden. Sie sollen damit so vertraut werden, dass sie sich darin und d. h. in Gott „zu Hause“ wissen. In der Regel verzichtet die Katechese in dieser Altersstufe jedoch auf eine ausdrückliche Vermittlung des trinitarischen Mysteriums. Dieses wird nicht selten als Überforderung der Kinder angesehen. Es bleibt aber ernsthaft zu fragen, ob eine Vermittlung der Eucharistie fruchtbar gelingen kann, wenn sie zunächst vom trinitarischen Geheimnis Gottes absieht. Tatsächlich wird die Dreifaltigkeit Gottes oft als ein zusätzlicher Glaubensinhalt angesehen, auf den man notfalls auch verzichten kann.⁹ Vor allem gegenüber Kindern kann es schwierig erscheinen, ihnen dieses Glaubensgeheimnis nahezubringen und Freude daran zu vermitteln.¹⁰ Mitunter wird auch befürchtet, sie könnten die Dreifaltigkeit Gottes tritheistisch missverstehen.¹¹ Oft aber steht hinter diesen Befürchtungen ein Vorverständnis, das bereits selbst ein Missverständnis der Trinität ist und in diesem Geheimnis so etwas wie ein mathematisches Rätsel sieht, etwa wie die Quadratur des Kreises. Unter solchen Umständen liegt es natürlich nahe, dass man Kinder in diesem Alter nicht mit Gedankenakrobatik belasten möchte.

Recht verstanden aber ist unser Glaube in keiner Hinsicht Gedankenakrobatik. Denn christlich kann von Gott nur trinitarisch recht gesprochen werden. Bereits der alt-

testamentliche Bundesgedanke wie auch der neutestamentliche Begriff der Gemeinschaft mit Gott ist ohne trinitarisches Gottesverständnis im Grunde überhaupt nicht sinnvoll verstehbar. Jede monosubjektive, den biblischen Monotheismus vermeintlich besser wahrende Sprechweise von Gott liefe nämlich darauf hinaus, aus Jesus ein Geschöpf zu machen, ihn auf der gleichen Linie zu betrachten wie einen alttestamentlichen Propheten und damit unser Heil auf eine geschöpfliche Wirklichkeit zu gründen. Auf diese Weise kann man zwar Menschen zum Judentum führen oder sie in anderer Weise religiös verorten. Man macht aber aus ihnen keine Christen. Jeder Christ, ob Erwachsener oder Kind, sollte, auch ohne theologische Terminologie zu beherrschen, sich in der Feier der Eucharistie hineingewöhnen wissen in die Gemeinschaft des Vaters mit dem Sohn, die der Heilige Geist ist.

Eucharistiekatechese ist Trinitätskatechese

Häufig wird in der Kinderkatechese die Eucharistiefeier als *Gedächtnismahl Jesu* vermittelt. Das ist auch biblisch gut begründet. Doch muss die Frage erlaubt sein, warum wir denn Jesu gedenken sollen, und zudem auf diese Art. Warum hat er auch nach 2000 Jahren für uns eine solche Bedeutung, dass wir ihn keinesfalls vergessen möchten? Etwa weil er ein besonders guter Mensch war? Das war er unbestritten, braucht aber nicht geglaubt zu werden (vgl. Mt 16,13–17). Oder weil er von Gott gesprochen hat? Das haben viele andere auch getan. Wodurch Jesus sich allerdings von ihnen unterscheidet, ist, dass er in einer völlig unerhörten Weise von Gott sprach, nämlich „wie einer, der Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten“ (Mk 1,22parr; vgl. auch Mk 2,10). Offenbar war Jesu Botschaft tatsächlich als Gottes Wort verstehbar, und die Menschen, die sein Wort gläubig annahmen, wussten sich darin von Gott selbst angesprochen.

Gottes Wort kann aber keine andere Wirklichkeit sein als Gott selbst (vgl. Joh 1,1). Durch Jesu Wort, das wir als *Gottes Wort* verstehen können, weil es uns etwas sagt und mitteilt, das nur Gott sagen kann, ist die Gottferne und unsere Entfremdung von Gott ein für allemal aufgehoben. Wir sind demnach gar nicht die, für die wir uns von uns aus halten und als die wir uns definieren müssten: Menschen, die in der Erfahrung der Abwesenheit Gottes sich selbst überlassen und auf sich selbst gestellt sind mit einer sehr begrenzten Zukunftsperspektive, von der wir nicht wissen, wie weit sie reicht. Im Glauben an das Wort Jesu aber sind wir in Wirklichkeit Menschen, die von Gott angeschaut werden wie sein eigener Sohn und die deshalb zur Gemeinschaft mit Gott bestimmt sind in alle Ewigkeit (vgl. Eph 1,4–6).

Die Eucharistie als die Feier unseres Hineingenommenseins in die *κοινωνία* des Sohnes mit dem Vater kann deshalb erst in einem trinitarischen Gottesverständnis in ihrer Bedeutung für uns verstanden werden. Und umgekehrt führt die Eucharistie immer in das Geheimnis Gottes ein, das trinitarisch ist. Eucharistie und Trinität sind keine getrennten Glaubensinhalte, sondern sie meinen denselben Glaubensinhalt. Sie können deshalb nur zusammen betrachtet und verstanden werden. Eucharistiekatechese ist immer und von Natur aus mit der Trinitätskatechese verzahnt. Die Eucharistiekatechese kann recht verstanden nur trinitarisch konzipiert werden. Eine nicht-trinitarische Eucharistiefeier ist geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Das wird am besten an der Liturgie selbst transparent, die überall einem trinitarischen Webmuster folgt. Ihre Bewegung und ihr Gebet geht „durch Christus“ „im Heiligen Geist“ „zum Vater“. Und umgekehrt ist auch die Trinitätskatechese immer eucharistisch. Denn Glaubensgeheimnisse werden nicht nur um ihrer selbst willen betrachtet; man meditiert und erörtert sie nur recht, wenn man dabei erfasst, dass es um unser Heil, um unser Hineingenommensein in diese göttliche Wirklichkeit geht. Und genau dieses Hineingenommenwerden in

die trinitarische Wirklichkeit ereignet sich unüberbietbar in der Eucharistiefeyer. In ihr wird die Bestimmung des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott, die sich auf die Botschaft Jesu gründet, sakramental vergegenwärtigt, gefeiert und immer neu zur eigenen Gewissheit.

Nichts weniger als dieser theologische Sachverhalt ist den Kindern in der Eucharistiekatechese auf kindgemäße Weise zu vermitteln und zu erschließen: Dass sie Kinder Gottes sind, weil sie am Sohnesverhältnis Jesu teilhaben (Gal 4,4-7). Weil der Sohn Gottes unser Bruder wurde, in allem uns gleich (vgl. Hebr 4,15), deshalb und nur deshalb dürfen wir uns als Kinder Gottes verstehen. In der Menschwerdung des Sohnes verbrüderet sich der Sohn so sehr mit uns, dass wir dadurch Gemeinschaft mit Gott bekommen (vgl. Hebr 2,14-18). So gehören wir zu seinem Mit-dem-Vater-Zusammensein dazu.

Überhaupt ist für Kinder das Dazugehören-Dürfen auf verschiedenen Ebenen wichtig: Sie gehören zu einer Familie, zu einem Freundeskreis, zu einer Schulklasse. Sie wissen sich anderen personalen Zusammenhängen zugehörig. Sie wünschen, bei Spiel und Sport „mitzumachen“, einbezogen zu werden in das Geschehen, nicht „außen vor“ bleiben zu müssen, sondern zu partizipieren. Kindererziehung besteht ganz wesentlich in der Anleitung und im Einüben von Partizipation und Dazugehören, sowie im Erlernenlassen von sozialer Kompetenz. Letztere ist geradezu lebenswichtig, um dauerhafte Partizipation sicherzustellen und „Exkommunikationen“ zu vermeiden. Kinder wissen sehr wohl einzuschätzen, wer wo und zu wem dazugehört. Sie erfahren jedes Nicht-dazu-gehören-Dürfen als schmerzlich und unheilvoll. Kinder definieren sich sehr oft geradezu über ihr Dazugehören. Was liegt eigentlich näher, als dieses Empfinden für Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit für die Eucharistiekatechese fruchtbar zu machen und darin einen wichtigen anthropologischen Anknüpfungspunkt zu sehen? Die Eucharistiekatechese will ja im Grunde nichts anderes erschließen als das Einbezo-

genwerden in und die Zugehörigkeit zu einer innergöttlichen Liebes- und Lebensgemeinschaft.

3. Anregung zu einer trinitarischen Eucharistiekatechese

Diese bisher vorgetragenen theologischen Überlegungen zur Hinführung der Kinder zum Herrenmahl gilt es nun katechetisch zu konkretisieren und fruchtbar zu machen für eine Erneuerung und Vertiefung der Eucharistiekatechese. Wie lässt sich Kindern im Grundschulalter ein erster Zugang zur dreifaltigen Lebensgemeinschaft Gottes erschließen? Und wie kann ihnen von dort aus der Zusammenhang mit der Eucharistie transparent und einsichtig werden?

Kinder sind in diesem Alter besonders aufgeschlossen für das Schauen. Sie betrachten nicht nur gerne Bilder, sie drängen auch darauf, Gehörtes und Erlebtes in eigenen Bildern darzustellen. Katechetische Gespräche werden oft erst durch die Betrachtung eines Bildes eröffnet und lebendig. Ein Bild, das mir für unser Thema hervorragend geeignet erscheint, ist die *Dreifaltigkeitsikone*.

Die Dreifaltigkeitsikone

Andrej Rubljew hat mit seiner berühmt gewordenen Dreifaltigkeitsikone nicht nur ein Meisterwerk der Ikonmalerei geschaffen. Die Ikone ist von der russischen Orthodoxie sogar als göttlich inspiriertes Werk anerkannt¹² und damit in die Nähe der biblischen Schriften gerückt worden. Das mag für westliches Denken überraschend sein; sind wir es doch gewohnt, den theologischen Fachterminus der Inspiriertheit der Bibel vorzubehalten. Tatsächlich aber gewinnen wir gerade aus der Heiligen Schrift auch ein umfassenderes Verständnis von Inspiration. Denn „keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet“ (1 Kor 12,3). Danach kann man den Glauben an Christus nicht anders bezeugen als erfüllt

vom Heiligen Geist. Außerhalb dieses Geistes ist es weder möglich, Jesus als Sohn Gottes zu erkennen, noch sein Wort als Gottes Wort zu verstehen. Insofern ist jedes wirkliche Glaubenszeugnis, ob in Wort, in der Tat oder im Bild, vom Geist Gottes erfüllt, mithin im eigentlich theologischen Sinne „inspiriert“. Nichts anderes als ein authentisches christliches Glaubenszeugnis haben wir vor uns, wenn wir die Dreifaltigkeitsikone Rubljews betrachten.

Rubljew hat das in einem Bild zum Ausdruck gebracht, was die Botschaft der ganzen Heiligen Schrift ausmacht. Er hat damit – fast gegen biblisches Gebot – ein Bild von Gott als Geheimnis der Welt gemalt. Da er die drei Personen als Engel darstellt, hat er jedoch nicht versucht, Gott selbst in seinem An-sich-selber-Sein abzubilden, sondern vermittelt durch geschöpfliche Analogien.¹³ Damit aber hat er eine vermittelte Unmittelbarkeit ins Bild gesetzt. Er hat die Unbegreiflichkeit Gottes nicht begreiflich gemacht. Es handelt sich nicht um eine „Photographie“ von Gott. Er hat geschöpfliche Wirklichkeiten zu einem Gleichnis für die Gemeinschaft, die Gott in sich ist, modelliert. Das Bild bleibt dafür offen, dass Gott unseren Vorstellungen von ihm gegenüber noch immer unendlich unähnlich bleibt. Doch wir können nicht anders, als das Unbegreifliche mit Bildern aus unserer Erfahrung zum Ausdruck zu bringen. Und doch dürfen wir im Glauben auch sagen, dass Gott sich für den Glauben so gezeigt hat, wie er für uns wirklich ist: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen“ (Joh 1,14); „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). In aller Deutlichkeit wird dieses „Sehen des Wortes“ 1 Joh 1,1–3 bezeugt:

„Was wir mit unseren Augen gesehen haben, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens. Denn das Leben wurde offenbart; wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns offenbart wurde. Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habt. Wir aber haben



Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus.“

In einzigartiger Weise setzt die Ikone Theologie als Sprechen von Gott, ja als Wort von Gott ins Bild. „So ereignet sich das, was eigentlich völlig unrealisierbar erscheint: daß der Mensch sich vor einem Bild befindet, das zugleich ganz menschlich und ganz geistig ist und in dem die geschöpfliche Materie zum durchscheinenden Träger des Geistes ward.“¹⁴

Die Ikone rührt im Betrachter das Herz an und spricht zugleich auch den Verstand an. Sie berührt uns in einer affektiven Schicht und löst Staunen aus. Zugleich gibt sie dem Betrachter zu denken. Die einzigartige Schönheit der Personen und des Gesamtbildes, ihre offensichtlich theologisch durchdachte Komposition, ihre farbliche Gestaltung und ihre Erdung durch den biblisch-heilsgeschichtlichen Hintergrund lassen den Betrachter etwas erahnen von der unauslotbaren Tiefe des Geheimnisses, an das wir Christen glauben und in das wir uns einbezogen wissen.

Die drei Gestalten erwecken den Eindruck einer unsagbaren Vertrautheit, einer Konsonanz in ihrem Denken, Fühlen und einander

Verstehen. Es dürfte wohl das sein, was das Alte Testament *shalom* nennt. Es ist jenes Einssein in der Verschiedenheit, von dem wir in diesem Leben nur träumen können.

Die drei Personen bilden wirklich eine Einheit, die noch unterstrichen wird durch die Schale in ihrer Mitte, in der sie geheimnisvoll geeint zu sein scheinen und die die allen gemeinsame göttliche „Natur“ sichtbar macht, die nichts als Liebe ist. „Denn Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,8). Die kreisende Bewegung des Auges, die durch ihre Blicke im Betrachter in Gang kommt, ist Ausdruck der Dynamik, die bei aller Ruhe, die das Bild ausstrahlt, die Komposition nicht als statisch erscheinen lässt. Die Schale in der Mitte steht für die überfließende Liebe, die die drei Gestalten verbindet, die das Wesen Gottes ausmacht und die sich in der Heilsökonomie ebenso superabundant auf die Menschheit ergossen hat. Was sich zwischen den göttlichen Personen als Liebe ereignet, wird in bezug auf die Menschheit zur Gnade. Die ökonomische Trinität ist die immanente und umgekehrt (Karl Rahner).

Gottes Wirklichkeit wird so als eucharistische Wirklichkeit visualisiert. Eine Schale voll Liebe, die von den drei Gestalten allein nicht „verbraucht“ werden kann, sondern darauf wartet, auch andere liebestrunken zu machen und sie hineinzunehmen in dieses Beziehungsgefüge.

In der Eucharistiekatechese

Es müsste doch eigentlich genügen, in der Eucharistiekatechese diese Ikone zugrunde-zulegen und mit den Kindern lange und ausgiebig zu betrachten, um diese in das eigentliche Geheimnis unseres Glaubens einzuweißen. Das heißt nicht, dass die Katechese nicht auch andere Elemente enthalten sollte. Es heißt aber, dass eine besondere Sorgfalt darauf zu verwenden ist, die Kinder mit dieser Ikone vertraut zu machen und dieses Bild als Bild unseres Glaubens sehr tief in ihr Herz einzusenken.

Daniel Ange hat mit seinem großartigen und wertvollen Bildband, in der er diese Iko-

ne erschließt, im Anhang die Stimmen vieler Kinder dazu zitiert.¹⁵ Die sehr verschiedenen Äußerungen von Zigeunerkindern ohne jede katechetische Vorbildung und von zahlreichen Schulkindern zeigen, dass Kinder in dem fraglichen Alter sehr wohl mit dieser Ikone etwas anfangen können. Sie geraten sowohl ins Staunen als auch ins Nachdenken bei der Betrachtung dieses Bildes. Es übt eine durchaus bemerkenswerte Anziehungskraft auf sie aus. Die Fremdheit des Aussehens der Gestalten, die scheinbar mit unserer Realität nichts zu tun haben, tut der Wirkung der Ikone keinen Abbruch. Diese Fremdheit und Andersartigkeit bringt für sie vielmehr zum Ausdruck, dass wir es mit einer anderen, unbegreiflichen, in der Welt tatsächlich nicht vorkommenden Wirklichkeit zu tun haben. Wir werden im Glauben ja in der Tat in ein neues Licht getaucht, einbezogen in diese unbegreifliche Wirklichkeit. Damit eröffnet sich eine neue Perspektive und zugleich ein anderer Blick für die Wirklichkeit, ein realistischer Blick, ein Blick für ihre Vorläufigkeit und Verwandlungsbedürftigkeit.

Zugleich aber stellt die Ikone eine Tischgemeinschaft dar. Damit nimmt sie durchaus eine Wirklichkeit unserer Erfahrung auf. Tischgemeinschaft ist ein Grundtopos menschlichen Zusammenlebens. In ihr weiß sich jeder Teilnehmer einbezogen in einen menschlichen Lebenszusammenhang, letztlich als zugehörig zur ganzen Menschheitsfamilie. Dieser anthropologische Grundtopos wird nun *per analogiam* auch von der Wirklichkeit Gottes ausgesagt. Im Glauben betrachtet ist alle gelingende Lebensgemeinschaft unter Menschen ein Gleichnis für unsere Gemeinschaft mit Gott.

Eine fruchtbare Betrachtung dieser Ikone im Rahmen der Eucharistiekatechese müsste darauf abzielen und dazu führen, dass die Kinder sich in diese göttlich-trinitarische Tischgemeinschaft aufgenommen wissen. Alles hängt im Grunde daran, in den Herzen der Kinder das Verlangen zu wecken, zu dieser *κοινωνία* dazuzugehören, von der 1 Joh 1,3 spricht.

Verankerung in der Bibel

Bei diesem grundlegenden Punkt der Katechese sind selbstverständlich auch die biblischen Geschichten von besonderer Bedeutung. Erzählen sie doch das, was die Ikone dann im Bild zusammenfasst. Vor allem die Jesusgeschichten aus den Evangelien müssten daraufhin erschlossen werden, dass der Sohn Gottes unser Bruder wurde, um uns in diese Gastfreundschaft Gottes selbst aufzunehmen, uns also zu Kindern und Tischgenossen Gottes zu machen. Die evangelischen Erzählungen von der Tischgenossenschaft Jesu mit den Sündern (Mk 2,13-17), aber auch das Gleichnis vom Festmahl (Lk 14,15-24) sind hier von besonderer Bedeutung. In diesem Zusammenhang sind auch die Wundergeschichten von Kana (Joh 2,1-11) und von der Speisung der Menge (Mk 6,30-44par; Joh 6,1-15) zu behandeln. Jesus lädt Menschen ein zu seinem ewigen Fest mit dem Vater im Heiligen Geist.¹⁶

Die Geschichte vom Letzten Mahl Jesu mit den Jüngern (Mk 14,17-25par) illustriert zudem in besonders eindringlicher Weise den letzten Wunsch Jesu, seine Jünger an seiner Gemeinschaft mit dem Vater teilhaben zu lassen und seine Gewissheit, diese Verbundenheit mit ihnen auch durch den Tod nicht zu verlieren (vgl. Mk 14,25). Jesus spricht vom „Blut des Bundes“ (Mk 14,24; Mt 26,28) bzw. vom „neuen Bund in meinem Blut“ (Lk 22,20; vgl. auch 1 Kor 11,25). Dieser alttestamentliche Begriff, der das Verhältnis Gottes zu seinem Volk bezeichnet, wird jetzt aus dem Munde Jesu überhaupt erst in seinem endgültigen und unüberbietbaren Sinn verstanden und zugleich universal verkündbar. Christlich verstanden bezeichnet dieser Begriff in Wirklichkeit den Bund des Vaters mit dem Sohn, der seit Ewigkeit in Gott besteht und der der Heilige Geist ist. In diesen Bund werden die Jünger beim Letzten Abendmahl hineingenommen. Oder besser ausgedrückt: Sie verstehen, dass Gottes Bund mit Israel in seiner tiefsten Bedeutung in Wirklichkeit einen innergöttlichen Bund meint, in den die Menschheit aufgenommen ist.

Aber die Ikone Rubljews setzt selbst zugleich zwei weitere biblische Geschichten ins Bild, die für die Eucharistiekatechese von herausragender Bedeutung sind. Unsere Ikone könnte zuallererst erschlossen werden als ein Bild von der alttestamentlichen Erzählung vom Besuch der „drei Männer“ bei Abraham unter den Eichen von Mamre (Gen 18,1-15).¹⁷ Hier ist es der Patriarch, der die drei geheimnisvollen Gäste bewirte, die er im Singular als „mein Herr“ anredet. Tatsächlich aber ist es Abraham, der am Ende der Bewirtete ist. Ihm und seiner Frau Sara wird ein Nachkomme verheißen und damit Zukunft aufgetan. Eine Glaubensperspektive der Ewigkeit kündigt sich an und beginnt sich zu öffnen. Sara lacht. Denn sie kann es noch nicht fassen, was ihr im Alter noch widerfahren soll. Unfruchtbarkeit, Perspektiv- und Zukunftslosigkeit verwandeln sich in eine neue Zukunftsperspektive. Betrachtet man – wie Sara – die eigene jämmerliche Realität, die dem Tod verfallen ist, dann kann man eigentlich nur ungläubig lachen. Tatsächlich sind nicht wir es, die sich Zukunft eröffnen und die eigene Sterilität überwinden. Es ist das Wort der Verheißung, das unserem todverfallenen Leben neue Gewissheit schenkt.

Eine weitere biblische Geschichte, die sich in der Ikone zeigt, ist die Erzählung vom Mahl der beiden Jünger mit dem Auferstandenen in Emmaus (Lk 24,28-32). Auch hier sind es die Jünger, die zunächst den „Fremden“ an ihren Tisch laden. Es ist dann in Wahrheit dieser Fremde, der sich als der Gastgeber erweist. Dabei gehen den Jüngern die Augen auf und sie erkennen den, der das Leben ist. Ihre trübsinnige, aber unterwegs bereits aufgehellte Hoffnungslosigkeit verwandelt sich in eine neue, ungeahnte Lebensperspektive, die ihnen sogleich Beine macht und nach Jerusalem zurückführt. Der Weg der Kirche beginnt, deren Geschichte bis heute nicht zum Stillstand gekommen ist.

Indem die Ikone auf diese beiden biblischen Erzählungen anspielt und sie sogar mit dem trinitarischen Leben Gottes verbindet, macht sie deutlich, dass Gottes Wille

eben nicht nur „im Himmel“, sondern auch „auf Erden“ geschieht. Wo immer Menschen sich hineinnehmen lassen in das eucharistische Geschehen, da werden sie in die Wirklichkeit Gottes selbst hineingenommen. Und umgekehrt: Wo Menschen zum Glauben kommen, da erhalten sie auch untereinander ein neues Verhältnis, nämlich dasselbe, das in Gott Vater und Sohn miteinander verbindet. Deshalb ist bei der Betrachtung der Ikone in der Katechese diesen beiden biblischen Geschichten besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ikone und diese Geschichten bilden ein geradezu perichoretisches Ineinander. Sie ist ein Bild vom Besuch bei Abraham, sie stellt die Emmausgeschichte dar und dabei macht sie zugleich eine Aussage, die die wahre Dimension dieser Geschichten zum Ausdruck bringt: Unser Hineingenommensein in den göttlich-dreifaltigen Lebenszusammenhang selbst.

So erweist sich die Ikone als ein neues oder besser: neutestamentliches Bild für den brennenden Dornbusch (vgl. Ex 3), der nicht verbrennt und in dem sich der Gott Israels dem Mose als der Jahwe seines Volkes geoffenbart hat.

Die Kinder sollen durch die Betrachtung dieser Ikone etwas von der Christuswürde ahnen, mit der sie in der Eucharistie bekleidet werden. Sie treten ein in die Wirklichkeit Gottes. Gott selbst ist in sich wie eine Tischgemeinschaft, an der wir partizipieren. Er ist selber Eucharistie. Es ist Rubljew meisterhaft gelungen, dieses zu visualisieren.

Die Aufgabe des Katecheten

Eine besondere Verantwortung für das fruchtbare Gelingen der Katechese trägt der Katechet bzw. die Katechetin. Wie alles im katechetischen Bereich, so kann auch diese Ikone Kindern nur dann erschlossen werden, wenn der Katechet selbst eine tiefe Beziehung zu ihr und zur Eucharistiefeyer hat. Er oder sie muss sich auch selbst von dieser Ikone eingeladen wissen, an der Wirklichkeit Gottes teilzunehmen, wenn er dieses Bild und die darin sich ausdrückende Wirklich-

keit Kindern erschließen möchte, die oft von zu Hause aus keinen Zugang zur Glaubenswirklichkeit haben. Der Katechet muss dieses Bild lange betrachtet und in sich aufgenommen haben, um Kinder auf ihren ersten Schritten in die Wirklichkeit Gottes zu begleiten.

Keine realitätsferne Katechese

Diese Begleitung ist kein Weg in eine realitätsferne Dimension, die die Welt und ihre Zusammenhänge ausblenden würde. Im Gegenteil, es ließe sich gerade anhand dieser Ikone vortrefflich zeigen, dass Gastfreundschaft ein hervorragendes Merkmal der Christen ist. Das ist angesichts der täglichen Wirklichkeit, in der die Kinder leben, keineswegs belanglos. Viele Kinder aus der bürgerlichen Mittelschicht leben zwar in schönen Häusern und Wohnungen. Diese bleiben aber Fremden oft verschlossen und abgesichert gegen alle Überraschungen. Bürgerliche Knappheitsängste und die Angst, zu wenig vom Leben abzukriegen sind allzu oft Bestandteil der Lebenskultur dieser Gesellschaftsschicht, die sehr viele Kinder unbesehen von den Eltern übernehmen und erlernen. Viele Kinder, vor allem wenn sie ohne Geschwister aufwachsen, werden von ihren Eltern zu Individualisten, um nicht zu sagen zu Egoisten erzogen, denen es in erster Linie um das eigene Wohl geht. Gerade im Hinblick darauf könnte eine konsequent trinitarische Katechese auch eine kritische Gegenkraft zur übersteigerten Individualisierung unserer Zeit entwickeln.

Das Merkmal der Gastfreundschaft muss nicht eingeengt werden auf den privaten Bereich. In unserer Einstellung zu Fremden, Asylsuchenden, Heimatlosen hat das Thema auch seine gesellschaftliche Dimension, die z. B. in der Diskussion um die Osterweiterung der EU auch eine politische Tragweite besitzt. Man halte sich nur den eklatanten Mangel an gesellschaftlicher Solidarität vor Augen, der sich jedes Mal im hysterischen Aufschrei ganzer Gruppen von Besserverdienenden manifestiert, wenn von Seiten

des Gesetzgebers oder der Regierung auch nur geringfügige ökonomische Umverteilungen in den Blick genommen werden. Man denke auch an die erfolgreiche Weigerung von Millionen Christen, trotz des Sozialwortes der Kirchen, Arbeit mit Arbeitslosen zu teilen und dafür gegebenenfalls ein geringeres Einkommen hinzunehmen. Dabei ist es natürlich nicht so, dass die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit erst durch unseren trinitarischen Glauben begründet wird. Aber das Sich-hineingenommen-Wissen in diese göttliche Lebens- und Liebesgemeinschaft könnte dazu befreien, diese Forderung besser und freigebiger zu erfüllen.

Zur Durchführung der Katechese

Die konkrete Durchführung der Katechese muss selbstverständlich pädagogisch und didaktisch durchdacht werden. Die einzelnen Lernschritte können hier nicht erörtert werden. Nur so viel sei zur Durchführung noch angemerkt: Zusätzlich zu den genannten inhaltlichen Aspekten kann die Ikone auch erschlossen werden, indem ihre Struktur von den Kindern sichtbar gemacht wird. Man kann die Kinder entdecken lassen, dass die Verbindung der Häupter und der Füße der drei Gestalten einen Kreis ergibt. Offenbar hat der Maler sich etwas dabei gedacht. Er ruft beim Betrachter damit nicht nur eine kreisende Bewegung der Augen hervor. Mehr noch wird deutlich, dass der Kreis für die alles umfassende Wirklichkeit Gottes steht: „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17,28). Alle Wirklichkeit ist nur recht betrachtet, wenn sie als von Gottes größerer Wirklichkeit umfasst gesehen wird. Die Kinder könnten sich selbst in das Bild mit hineinmalen und so ihre Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen.

Mittelpunkt des Kreises aber ist die Schale auf dem Tisch. Die Eucharistie kann so als Zentrum des Geschehens und damit auch der Kirche in den Blick rücken. Das überfließende Geben und Verschenken, die Liebe also steht im Mittelpunkt der göttlichen Personen. Es ist so, als hätten die Personen ihre

Mitte nicht in sich, sondern in dem, was sie einander schenken. Ihre Mitte ist nicht ihre Individualität, sondern ihre Selbstmitteilung. Ihre gemeinsame Mitte ist das Verschenkte. Und damit zwar sie selbst, aber nicht als für sich Behaltene, sondern als Weggegebene. Das Weggegebene ist das Eigentliche, nämlich das, was die Welt und den Menschen heil macht.

Diese wenigen und noch unfertigen Gedanken möchten dazu anregen, neue Wege in der Eucharistiekatechese zu suchen und zu finden, Wege, die direkter in die Mitte des Glaubens führen und unmissverständlich deutlich machen, worum es im Glauben eigentlich geht. Wünschenswert wäre es, die Dreifaltigkeitsikone zu diesem Zweck katechetisch und didaktisch aufzubereiten, um mit ihrer Hilfe die Kinder auch unserer Zeit zu Dem hinzuführen, den diese Ikone zeigt.

Anmerkungen:

- ¹ G. Greshake: Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie. Freiburg–Basel–Wien 1997, 377.
- ² Vielleicht wäre es eine lohnenswerte Aufgabe, die einschlägigen katechetischen Arbeitsmappen für die Hinführung der Kinder zur Eucharistie einmal daraufhin zu untersuchen, ob sie der Lehre von der eucharistischen Realpräsenz die ihr gebührende Stellung einräumen und eingehend als Glaubensgeheimnis erschließen, oder ob sie sich z.T. bereits selbst von dieser Aufgabe dispensiert haben.
- ³ Zur theologischen Bedeutung des Sonntags und zur Zusammengehörigkeit von Sonntag und Eucharistie sei auf den lesenswerten rezenten Aufsatz des Baseler Bischofs hingewiesen: K. Koch: Österliche Eucharistiegemeinde am Sonntag. Theologische Perspektiven zum erchristlichen Zusammenhang von Ostern, Sonntag und Eucharistie, in: IKZ Communio 30 (2001), 317–338.
- ⁴ Deshalb ist auch die Firmung nach der Erstkommunion falsch plaziert; sie büßt dadurch ihren Charakter als Initiations sakrament ein. Vgl. G. Gäde: Warum ein zweites Initiations sakrament? Dogmatische Überlegungen zum Verhältnis von Taufe und Firmung aus pastoraltheologischem Anlass, in: TThZ 109 (2000), 219–248.
- ⁵ Ein didaktisch aufbereitetes theologisches „Zielspektrum“ für die Eucharistiekatechese der Kinder bieten D. Emeis und K. H. Schmitt: Grundkurs Sakramenten katechese. Freiburg 1980, 153f.

- ⁶ Vgl. P. Knauer: Der Glaube kommt vom Hören. Ökumenische Fundamentaltheologie. Freiburg ¹⁹⁹¹, 113–130. Knauer begründet in überzeugender Weise, dass der Begriff „Gemeinschaft mit Gott“ überhaupt erst in einem trinitarischen Gottesverständnis sinnvoll verstehbar ist. Ohne trinitarisches Gottesverständnis bliebe er unverständlich und letztlich sinnlos.
- ⁷ Vgl. H. Mühlen: *Una Mystica Persona*. Die Kirche als das Mysterium der Identität des Heiligen Geistes in Christus und in den Christen: Eine Person in vielen Personen, München-Paderborn-Wien ¹⁹⁶⁸; P. Knauer: Der Glaube kommt vom Hören. (op. cit.), 154–158.
- ⁸ Vgl. die Formulierung H. de Lubacs: *Die Kirche. Eine Betrachtung*, Einsiedeln 1968, 127–142: „Die Kirche macht die Eucharistie“; „Die Eucharistie macht die Kirche.“
- ⁹ G. Greshake: *Der dreieine Gott*. (op. cit.), 15–22, macht auf dieses sehr verbreitete trinitarische Defizit im Gottesverständnis aufmerksam.
- ¹⁰ Viel zu wenig und nur zaghaft habe ich selbst vor Jahren diese trinitarische Dimension katechetisch erschlossen und fruchtbar gemacht: G. Gäde: *Wir sind eingeladen*. Ein Buch zur Erstkommunion. Würzburg 1987.
- ¹¹ Diese Befürchtung gilt auch für manche Entwicklung in der Theologiegeschichte. Vgl. G. Greshake: *Der dreieine Gott*. (op. cit.), 191: „Retardierendes Moment für die klare Einsicht ‚Gott ist Communio‘ war in der Geschichte erstens die Gefahr des Tritheismus.“ Aber auch das bis heute weithin ungeklärte Verhältnis der einen göttlichen Natur zur Dreiheit der Hypostasen (vgl. ebd.) mag zu den Berührungspunkten vor dem Thema „Trinität“ und zum beredten Schweigen dazu auf den allermeisten Kanzeln selbst am Dreifaltigkeitssonntag beitragen. Zum Problem der Vermittlung von Einheit und Verschiedenheit in Gott vgl. auch P. Knauer: „Der vom Vater und vom Sohn ausgeht“. Zu einer ökumenischen Kontroverse, in: *ThPh* 76 (2001), 229–237.
- ¹² Vgl. G. M. Muzj: *Ganz Auge, ganz Licht, ganz Geist*. Einführung in die Betrachtung der Ikonen. Aus dem Italienischen übersetzt von G. Gäde. Würzburg 1989, 144.
- ¹³ Vgl. Ebd., 146: „Wer dieses Bild betrachtet, darf nicht an eine vom Menschen entworfene Abbildung des Mysteriums Gottes denken, vielmehr an eine symbolhafte Darstellung trinitarischer Erfahrung, wie sie bei den großen geistlichen Lehrern gemeint ist.“
- ¹⁴ Ebd., 147.
- ¹⁵ D. Ange: *L'étreinte de feu. L'icône de la Trinité de Roublou*. Le Sarment 2000, 299–312.
- ¹⁶ Vgl. die katechetischen Erzählungen dieser biblischen Geschichten in G. Gäde: *Wir sind eingeladen*. (op. cit.), 10–26.
- ¹⁷ Ein Zusammenhang der alttestamentlichen Erzählung mit der Trinität wurde bereits bei

den Kirchenvätern gesehen. Vgl. G. M. Muzj: *Ganz Auge, ganz Licht, ganz Geist*, 144. Der Besuch bei Abraham wurde bereits seit dem 5. Jahrhundert ikonographisch in Bild gesetzt. Vgl. dazu auch *Conversation with God. Icons from the Byzantine Museum of Athens (9th–15th centuries)*, hg. v. Hellenic Ministry of Culture, Athen 1998, 133–135.

„Einladung“ ausgeschlagen

Kaum Dialogversuche mit kirchlich distanzierten Christen

Der Name als Programm

Weil schon so lange, so viel und so folgenlos über die Notwendigkeit des Dialogs mit „kirchlich distanzierten Christen“ geredet und geschrieben wurde und wird, nahm man im Erzbistum Köln das Heilige Jahr zum Anlass, die Distanz zu den „treuen Fernstehenden“ möglichst etwas zu verringern: *„Der Eintritt in das neue Jahrtausend ermutigt die christliche Gemeinschaft dazu, bei der Verkündigung des Reiches Gottes im Glauben auf neue Horizonte hinauszublicken.“*¹ So wurde im Nachgang zum Kölner Pastoralgespräch und auf den gebetsmühlenartig vorgetragenen Seufzer „Da müsste man mal was tun!“ das Projekt *„Einladung – Dialogversuche“* angestoßen. Eine Arbeitsgruppe des Seelsorgeamtes hat zusammen mit dem Geschäftsführer des Diözesanrats aus einer Idee ein Projekt entwickelt, dessen Name in jedem seiner Bestandteile Programm sein sollte: Es sollte bei diesem Projekt gehen

- um einen tatsächlichen, ernsthaften Schritt auf konkrete Menschen (DU) zu,
- um eine gezielte Kontaktaufnahme von Leuten, die als „Säulen der Gemeinde“ deren Pastoral mittragen, mit verwandten oder befreundeten Menschen (*Einladung*),
- um ein Interesse am Anderen, das sich in der Einladung zum Gespräch, also zum Zuhören und Nachfragen, ausdrückt (*Dialog*),
- um den Versuch, mit einer bisher ungetroffenen, strukturierten Vorgehensweise

vorher benannte pastorale Ziele zu erreichen,

- um ein Projekt mit klar umgrenzter Aufgabenstellung, zeitlichem Umfang, Begleitung und Ergebnissicherung.

Praktisch war dies so angelegt, dass aktive Gemeinde- oder Verbandsmitglieder 1-4 Personen aus ihrem persönlichen Umfeld (Verwandte, Kollegen, Freunde) einladen sollten, von denen sie wissen, dass die aktive kirchliche Mitgliedschaft „ruht“. In vertrauter, d. h. privater Atmosphäre sollte über Fragen gesprochen werden, die den Horizont alltäglicher Kommunikation übersteigen – nach Gott, nach (dem Grund) der Hoffnung und danach, was den Dialogpartnern heilig ist; ggf. auch über Ursachen und Anlässe für die Distanz zum kirchlichen Leben. Die Essenz der Gespräche sollte in die pastoralen Planungsüberlegungen der Gemeinden etc. zurückfließen, die Gespräche selber natürlich vertraulich bleiben. Projektträger sollte deshalb auch die Gemeinde sein, missionarische Einzelgänge waren nicht intendiert.²

Einladung zur „Einladung“

Mit einem kurzen Brief wurden ein Faltblatt (Kurzinformativ zur Gewinnung von „Gastgebern“) sowie eine Projektbeschreibung von drei Seiten Umfang verschickt. Diese Einladung zur *„Einladung“*, zum Ergreifen von Initiative vor Ort ging an ca. 2.300 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge, an alle Vorsitzenden der Pfarrgemeinde- und Dekanatsräte sowie der auf Diözesanebene organisierten Verbände. Per Fax-Bestellblatt konnten unkompliziert ein ausführlicher *„Leitfaden für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in Projektgruppen“* sowie zusätzliche Faltblätter angefordert werden. Über eine eigens geschaltete Telefonnummer („Hotline“) wurde ein qualifiziertes Beratungsangebot gemacht und sichergestellt, dass sich kein Anrufer im Telefonnetz des Generalvikariats verfängt, sondern in jedem Fall jemanden aus dem Projektteam erreicht oder

wenigstens eine Rückrufbitte auf dem Anrufbeantworter hinterlassen kann.

Das Projekt wurde dem Priesterrat der Erzdiözese (und damit allen Dechanten), der Versammlung aller Dekanatsratsvorsitzenden, den Teilnehmern eines diözesanen Jugendarbeitskongresses, der Versammlung aller Pastoralen Dienste im Stadtdekanat Düsseldorf vorgestellt und als Maßnahme im Rahmen des Heiligen Jahres ans Herz gelegt. Es wurde dafür mehrfach im Pressedienst des Erzbistums und in der Kirchenzeitung geworben und ausführlich im Pastoralblatt erläutert.

Schwaches Echo

Trotz dieser ebenso gezielten wie breit gestreuten Einladungen, bei „Einladung – Dialogversuche“ mitzumachen, war das Echo enttäuschend:

Die Anforderung von Materialien war schleppend, insgesamt haben von November bis Juli ca. 70 Personen und Institutionen den „Leitfaden“ und/oder weitere Faltblätter bestellt.

Keiner der fünf Referenten, auf deren Telefone die Nummer der Hotline geschaltet war, hat mehr als ein halbes Dutzend Anrufe entgegengenommen.

Einige haben mitgeteilt, dass sie das Projekt durchaus interessant fänden, aber aus verschiedenen Gründen nicht mitmachen könnten; manche wollten die Idee evtl. später einmal aufgreifen.

Etliche haben erklärt, dass sie das ganze Vorhaben für verfehlt halten.

Zwei (von 800) Gemeinden haben das Projekt wohl durchgeführt.

Absagen im Wortlaut

Auf dem Material-Bestellzettel gab es auch einige Zeilen, um ggf. mitzuteilen, warum der Projektvorschlag *nicht* aufgegriffen würde:

„Wir machen nicht mit, weil“

- *„... der Dialog mit Fernstehenden in Firmvorbereitung, Taufgesprächen, Ehevorbereitung, Kondolenzbesuchen ... ständig stattfindet“*
- *„... sich niemand in unserem PGR das vorgeschlagene Modell zutraut“*
- *„... wir es nicht für realisierbar halten; Christsein sollte an der Haltung der Person ablesbar sein und nicht an noch so gut gemeinten Worten“*
- *„... niemand den nötigen Zeitaufwand erbringen kann und wir im Moment an einer Taufkatechese arbeiten!“*
- *„... uns das Ziel zwar sehr wichtig ist, Weg und Methode zu einem Gespräch zu kommen, aber zu verkrampft, künstlich und ineffektiv erscheint.“*
- *„... weil wir uns seit Jahren in diesem Bereich – mehr oder weniger erfolgreich – einsetzen!“*
- *„... in den Gemeinden x und y regelmäßig ökumenische Glaubensgespräche/Bibelabende stattfinden und wir uns z.Zt. außerstande sehen ‚Gastgeber‘ für dieses Projekt zu finden.“*
- *„... es zu konstruiert, zu künstlich herbeigeführt ist (‚Christliche Tupperparty‘) und Menschen betrifft, mit denen man sowieso im Gespräch ist. Wir werden versuchen, andere natürliche Anlässe zu finden und offene Gespräche zu führen.“*
- *„... weil wir eine Gemeindegemeinschaft planen bzw. in Angriff nehmen“*
- *„... uns dieser Weg in unserer Gemeinde nicht gangbar erscheint.“*
- *„... 1. mir die Zielsetzung nicht recht deutlich wird..., 2. Zeitaufwand: Gerade das Jahr 2000 ist sehr terminüberladen, 3. Kontakte zu treuen Kirchenfernern versuchen wir auf andere Art und Weise zu koordinieren: Pfarrfeste auf belebten Straßen und Plätzen (in 2000 ökumenisch), intensive Gespräche bei Kasualien etc.“*
- *„... weil nicht konkret benannt wird, worüber der Dialog geführt werden soll. Dialog ist als Selbstzweck Unsinn.“*
- *„... genau das täglich von engagierten Christ/inn/en praktiziert wird! Eine über-*

flüssige Aktion – vielleicht sind wenigstens die Materialien brauchbar.“

- *„Eine Diskussion über den Glauben sollte nicht ‘erzwungen’ sein, sondern sich ergeben – überzeugend ist eher die Tat als das Wort“.*

Kommunikation missglückt?

Schon eine flüchtige Lektüre dieser Absage-Gründe macht deutlich, dass es dem Kölner Projektteam nicht gelungen ist, Hintergründe, Ausgangslage, Ziele, Methoden und den Nutzen des Projekts hinreichend „zu kommunizieren“, wie es immer so schön nach verlorenen Wahlen in Politiker-Statements heißt. Dabei ist es wohl in vielen Fällen gar nicht bis zu einer Diskussion im Pfarrgemeinderat gekommen. Vielfach wurde so spät diskutiert, dass in der Zwischenzeit die Jahresplanung abgeschlossen war; aber vor allem gab es mehrfach dezidierte Ablehnungen. Oft wurde dabei offensichtlich etwas völlig anderes abgelehnt als das vorgeschlagene Projekt.

Aber was ist da abgelehnt worden bzw. was steht hinter dieser Ablehnung? Bei nüchterner Betrachtung lassen sich etliche Faktoren finden, die allerdings kaum gleich gewichtig sind.

Keine Zeit!

Nicht weiter überraschend ist zunächst die mehrfach gegebene Begründung „Zeitmangel“. Einerseits ist klar, dass Zeitmangel ein Syndrom unserer Zeit, vor allem aber ein Synonym für Mangel an Interesse oder jedenfalls fehlende Priorität ist. Andererseits ist offensichtlich der Zeitrahmen in vielen Gemeinden so sehr gefüllt und die Personaldecke so dünn und so kurz, dass auch ein von Zeit und Aufwand her sehr begrenztes pastorales Projekt da keinen Platz mehr findet – unabhängig von seiner Sinnhaftigkeit. Aus einer Reihe von Gesprächen lässt sich schließen, dass durch all jene Maßnahmen, die unter „kooperativer Pastoral“ firmieren,

viele Kräfte gebunden werden bzw. dass beinahe so etwas wie eine Lähmung eintritt: „Wir müssen uns jetzt um die ‚Zusammenlegung‘ kümmern, für etwas anderes haben wir wirklich keine Zeit.“

Heiße Ohren an der Hotline

Auch wenn die Zahl der Anrufe auf der Hotline nicht sonderlich groß war, ihre Intensität und Dauer waren in jedem einzelnen Fall überdurchschnittlich. Angerufen haben zumeist Leute, die von der Projektidee angetan waren, aber keine Chance sahen, zur Umsetzung zu gelangen, weil schlicht kein Interesse da war oder schon konkrete Ablehnung. Gefragt waren Hinweise, wie sich das Projekt ggf. unter besonderen Bedingungen modifizieren ließe, wie man am besten eine Projektgruppe zustande bekäme, die dann den PGR überzeugen könnte, wie man „den Pastor“ für die Sache gewinnen könnte u. ä. Interessant war festzustellen, dass sowohl Hauptamtliche über unwillige Gläubige klagten als auch Ehrenamtler über uneinsichtige oder faule Hauptamtler. In nicht wenigen Fällen entstand der Eindruck, dass die Anrufenden enorm dankbar waren, wenn sich das Ohr am Ende der „Amtsleitung“ als offen erwies. Gleiches gilt für Gespräche über das Projekt, die sich am Rande des Tagesgeschäftes ergaben.

Dialog – nein danke!

Dieser Umstand wird vielleicht auf dem Hintergrund etwas deutlicher, wie er sich im Herbst 1999 im Erzbistum Köln bot. Für viele Katholiken dort war es eine herbe Enttäuschung, dass nach der scheinbar bewältigten Krise um die katholische Schwangerschaftskonfliktberatung nun ein Brief des Kölner Erzbischofs deren plötzliches Ende bewirkte. So erhielt etwa ein Dekanatsratsvorsitzender in deren Jahreskonferenz tosenden Applaus für einen Redebeitrag, der sich in etwa so zusammenfassen lässt: „Wir lassen uns hier nicht vom Generalvikariat zum Dialog auf-

fordern, das haben wir nicht nötig, wir stehen permanent im Dialog mit den Menschen. Sollen doch die, die wollen, dass wir Dialoge führen, zuerst einmal über jene Dinge, von denen wir betroffen sind, mit uns in Dialog treten. Wir wollen nicht dauernd an deren Stelle geprügelt werden.“ Wie sehr in diesen Wochen die Stimmung im Volk Gottes von Köln generell und bei dieser Versammlung speziell emotionalisiert war, lässt sich auch an einem Zitat erkennen, das den Abschluss eines erregten Plädoyers gegen das Projekt *„Einladung - Dialogversuche“* bildete: „Und überhaupt werden wir nicht auf Leute zugehen, denn das hat Jesus schließlich auch nicht getan!“

Missverständnisse?

Immer wieder erstaunlich war, wie wenig der charakteristische Ansatz des Projektes zur Kenntnis genommen wurde.

Es zielt auf Fragen, Zuhören und Verstehen; vorgeworfen wird ihm „billige Missionierung“ in Form von „moderner Vermarktungsstrategie“ mit „Methoden moderner Sekten“. An der Verunglimpfung als „christliche Tupperparty“ ist wenigstens die Wortschöpfung originell, wobei sich trefflich fragen lässt, ob denn moderne Vermarktungsstrategien schon an sich schlecht sind.

Es zielt ausdrücklich auf ein Gespräch darüber, wovon Menschen, in deren Leben die Kirche keine oder kaum eine Rolle (mehr) spielt, geistlich-geistig zehren. Vorgehalten wurde ihm, dass „nicht konkret benannt wird, worüber der Dialog geführt werden soll“.

Mehrfach wird das „Zeugnis des Lebens“ gegen das Glaubenszeugnis im Wort ausgespielt; dabei hätte diese Einladung zum Dialog beredtes Zeugnis vom Geist christlicher Existenz geben können. Denn ohne den missionarischen Aspekt vollständig auszuklammern, ging es wirklich nicht um „noch so gut gemeinte Worte“, sondern zuvörderst um das Interesse an der/dem Anderen und darum, auf diese zu hören. „Christsein sollte an der Haltung der Person ablesbar sein.“

Dem wird niemand widersprechen, aber wird dadurch der paulinische Grundsatz ungültig, dass Glauben vom Hören kommt (etwa Röm 10,14: „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt?“)? Vermutlich stünde es arg um den Glauben auf der Welt, wenn es keine Verkündigung des überlieferten Gotteswortes gäbe, sondern nur das gelebte Glaubenszeugnis.

Ein Kritiker schrieb: „Eine Diskussion über den Glauben sollte nicht ‘erzungen’ sein, sondern sich ergeben...“ Abgesehen davon, dass vermutlich niemand zur Diskussion über den Glauben gezwungen werden kann, fragt man sich, wie man bei der Anlage des Projekts und der eindeutigen Benennung überhaupt Zwang assoziieren kann.

Ein Grundmissverständnis könnte aufscheinen in der Mitteilung, dass „... der Dialog mit Fernstehenden in Firmvorbereitung, Taufgesprächen, Ehevorbereitung, Kondolenzbesuchen ... ständig stattfindet“. Es ist nicht nur eine Frage der Terminologie, sondern in der Tat ein Akt der Definition, d. h. der Ausgrenzung, wenn Getaufte, die um Spendung von Sakramenten und Sakramentalien bitten, als „Fernstehende“ (dis-)qualifiziert werden. Gerade auf diese Gefahr der ebenso unbedachten wie ungewollten Ausgrenzung wurde im Projektleitfaden besonders geachtet.

Obschon das Projekt auf Grund einer Nachfrage von der Basis entwickelt worden ist, obwohl es selber den Charakter einer Einladung hat, wurde es in nicht wenigen Fällen als „von oben verordnet“ eingeschätzt und deshalb abgelehnt.

Obwohl das Projekt der Versuch ist, einer weitgehenden Ratlosigkeit auf diesem pastoralen Feld zu begegnen, wird es – wie die zitierten Rückmeldungen zeigen – ohne angemessene Prüfung ad acta gelegt.

Vor aller missionarischer oder pastoraler Initiative, überhaupt vor jeder Maßnahme bot dieses Projekt die Chance zu einem Perspektivwechsel und zu kirchlicher wie gemeindlicher Gewissenserforschung im Um-

gang mit einer (nicht nur zahlen- und zahlungsmäßig³) bedeutsamen Gruppe.

Erwägungen

„Kirchlich distanzierte Christen“ sehen sich selbst oft gar nicht als „distanziert“ an. Ihre christliche Praxis, ihr kirchliches Teilnahmeverhalten folgt einem der Hauptprinzipien der Moderne: der Auswahl. Dabei bleibt eine kirchliche Bindung im Sinn einer Totalidentifikation zwangsläufig auf der Strecke ebenso wie „das Ganze des Glaubens“ aus dem Blick gerät und eine offene Haltung für alles entsteht, was sich auf dem Weg der Sinnsuche findet. Das gilt letztlich auch für das „Angebot“ der Kirche, wenn es denn „ankommt“.

Im Wachsen begriffen ist die Zahl der „amtlich Distanzierten“: Menschen, die aufgrund von Scheidung und ziviler Wiederverheiratung von der Teilnahme an den Sakramenten und der Ausübung von kirchlichen Wahlämtern ausgeschlossen sind. Durch diese „amtliche“ Distanzierung wächst auch die Zahl jener Menschen, die von diesen Ausschlüssen zwar nicht direkt, aber indirekt mitbetroffen sind: Kinder und Ehepartner, Verwandte und Freunde stehen diesen Ausgrenzungen fassungs- und hilflos gegenüber, fühlen sich in der Regel auch (mit-)diskriminiert und gehen deswegen auf Distanz. Hier ist der seelsorgerliche Blick noch nicht weit genug.

Pastorale Planung – auf Bistums- wie auf der Gemeindeebene – wird nicht umhin kommen, darüber nachzudenken, wofür Kraft, Ideen und Zeit von Mitarbeitern in der Pastoral aufgewandt werden, wo die Motivationskiller sitzen und wie gegen sie angegangen werden kann. Dies vor allem auch im Kontext zunehmender „burn outs“ mit den bekannten Folgeerscheinungen.

Auch wird zu fragen sein, ob die Umstrukturierungsmaßnahmen in Richtung „kooperative Pastoral“ in den Pfarrgemeinden nicht vielleicht deswegen so kräftezehrend und Perspektiven vernebelnd ausfallen, weil die Hauptsache etwas aus dem Blick geraten ist:

Welche Rolle spielt bei bei der sog. Kooperation der Evangelisierungsaspekt faktisch?

Diese Hauptsache ist gewiss nicht allein die Pastoral an den kirchlich distanzierten Christen. Aber die Konzentration pfarrlicher Seelsorge auf die relativ kleine Gruppe jener Getauften, die treu ihre Sonntagspflicht erfüllen, lässt sich jedenfalls eher mit dem wenig schmeichelhaften Bild von der Kirche bzw. der Gemeinde als selbstwärmendem Ofen (Karl Rahner) verbinden als mit dem Evangelisierungsauftrag Christi.

Hinter diesem Ofen möchte offensichtlich kaum jemand hervorkriechen, um nicht die wärmende Einvernehmlichkeit zu verlassen und sich im Zug der Zeit eine Erkältung einzufangen. Anders formuliert: Es fehlt sehr vielen aktiven Gemeindegliedern sowohl an tatsächlicher Übung wie auch an tätiger Ermutigung, sich untereinander als auch weniger Integrierten gegenüber „Rechenhaft von ihrer Hoffnung“ (1 Petr 3, 15) zu geben.

Diese mangelnde Praxis hat ihre Ursache nicht nur in einer Ängstlichkeit, die mit allem Ungeübten, Unvertrauten einhergeht, sondern auch in einer Privatisierung des Glaubens und aller damit zusammenhängenden Fragen und Themen, die einer Tabuisierung gleichkommt: Darüber spricht man nicht. Wer es doch tut, erzeugt – tatsächlich oder vermeintlich – Peinlichkeit. Und das gilt nicht nur für das Gespräch mit Menschen, die keinen Kontakt mit der Kirche haben (wollen), sondern auch zwischen sog. Gläubigen, wie einschlägige Untersuchungen erweisen.

Dass in pastoralen Beratungsgremien trotzdem immer wieder der Dialog mit den zumeist als fernstehend abqualifizierten⁴ Christen gefordert wird, scheint die Qualität eines Rituals, einer Symbolhandlung zu haben, deren Vollzug das Geforderte ersetzt. Es wird viel über diese Menschen gesprochen, aber sehr wenig mit ihnen. Mit der gegenseitigen Bestätigung, dass man diese Zielgruppe ja gar nicht genau ausmachen könne, und dass man ja in den Gemeinden offen für alle und alles sei, dass man schließlich genügend Angebote im Jahres-

programm und überhaupt schon alles Mögliche probiert habe... , damit ist dann das Thema wieder erledigt.

Für diese These spricht schon die allgemeine Erkenntnis, dass weder Individuen noch soziale Gebilde gewöhnlich an Veränderungen ihrer Existenzbedingungen interessiert sind, ja sich gewöhnlich mehr oder weniger aktiv dagegen wehren. Und hier zeigt sich dann ein Teufelskreis: Sollen „Fernstehende“ näher treten, muss sich vermutlich in den christlichen Formationen (Gemeinden, Verbänden, Gruppen etc.) manches ändern. Das ist angesichts der herrschenden Verhältnisse kaum wahrscheinlich. Hätten aber die Bemühungen der gemeindlich gebundenen um die kirchlich distanziert lebenden Christen Erfolg, würde sich über kurz oder lang in den Gemeinden tatsächlich etwas ändern: Neue Leute bringen neuen Schwung, neue Ideen und Themen, neue Organisationsformen, neue Ansprüche. Daran hat aber eine „Gemeinde“, so wie wir sie kennen, normalerweise wenig Interesse, im Gegenteil. Diese Neuen stellen – ohne dass sie sonderlich progressiv oder gar revolutionär zu sein bräuchten – schon allein durch ihr Dasein das Alte und Gewohnte in Frage, auch seine Regeln und Protagonisten.

„Gefährten unseres Lebens“

Kirchlich Distanzierte sind nicht die unbekannt, unbenannten Wesen, als die sie gesprächsweise oft erscheinen, vielmehr sind die Menschen, die am Rand der Kirche oder jenseits davon leben, „Gefährten unseres Lebens“ (H. Kuyk): Freunde, Kollegen, Verwandte, Mitglieder im Verein oder der Bürgerinitiative. Es sind Menschen, mit denen wir in Kontakt, im Gespräch sind, von deren Lebensweg wir mehr oder weniger wissen, weil wir auf die eine oder andere Weise daran teilnehmen (dürfen). Christen schulden den Gefährten ihres Lebens das Zeugnis vom gerechten und barmherzigen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Wer, wenn nicht jene, die vom Evangelium

Jesu Christi angerührt sind, könnte ihnen redlich vom Glauben an Gott erzählen, wer glaubhafter vom Leben mit ihm? Der Dialog *über* Gott kann zum Dialog *mit* Gott führen. An beidem leidet unsere Zeit und unsere Kirche Mangel.

Anmerkungen:

- ¹ Johannes Paul II.: *Incarnationis mysterium* n. 2.
- ² Das Projekt, seine Hintergründe und Zielsetzungen sind beschrieben in: Bernhard Riedl: „Einladung“, in: Pastoralblatt März 3/2000, 67–72. Umfassend informiert der „Leitfaden für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Projektgruppen“; erhältlich beim Erzb. Generalvikariat, 20 HA Seelsorge, 50606 Köln.
- ³ Der Aspekt der Kirchenbindung, die durch die Zahlung der Kirchensteuer faktisch gegeben ist, taucht in pastoralen Überlegungen nicht auf. Unbeliebt bei Kirchenpersonal ist der Hinweis, dass dessen Gehälter zum überwiegenden Teil von Leuten finanziert werden, die von der Einrichtung Kirche nur wenig und selten Gebrauch machen.
- ⁴ Obschon entsprechendes Problembewusstsein seit vielen Jahren in der pastoraltheologischen Diskussion existiert, gibt es immer noch keine angemessene Begrifflichkeit für unser Phänomen. Alle verwendeten Bezeichnungen grenzen aus, werben ab oder haben zumindest eine pejorative Konnotation. Dies trifft letztlich auch auf „kirchlich distanziert“ zu, wobei – vermutlich nicht im Sinn der Wortschöpfer – hier auch die umgekehrte Perspektive in den Blick genommen werden kann: Kirche ist auf Distanz zu Menschen, weil sie sich durch Tun oder Unterlassen distanziert hat. Die immer noch gebräuchlichen Bezeichnungen für diese Personengruppe sprechen Bände: Abständige, Fernstehende, Kartelleichen, Taufscheinchristen, Randchristen usw. Mit diesen Begriffen, die immer Fremd-, nie Selbstbezeichnungen sind, werden regelmäßig Unterstellungen verbunden, die eine Kenntnis der Situation von „Distanzierten“ bzw. deren Motive suggerieren.

Singles mit Kids – Zwischenbilanz¹

Zur Reflexion der Lebensform EinEltern-Familie lädt ein Text von Brigitte Heidebrecht ein, der die verschiedenen emotionalen Facetten dieses Umbruchs zur Sprache bringt:

Zwischenbilanz

*ein zerbeultes herz
eine strapazierfähige seele
ein blaues + ein offenes auge
eine unbändige lust am tanzen
kraft + traurigkeit
in rauhen mengen
eine wachsende liebe
zu meinem zorn
und ganz viel
wärme + ungeduld²*

Was den ersten Teil des Titel angeht, ist es vielleicht erstaunlich, den Begriff *Alleinerziehende* nicht zentral vorzufinden. Eine eindeutige Begriffsbestimmung und Abgrenzung von Alleinerziehenden gibt es nicht, und damit zeigt sich schon etwas von der Vielfalt und Dynamik dieser Lebensform. Traditionell werden unter dem Begriff *alleinerziehend* ledige Mütter, getrennt lebende und geschiedene Partner und verwitwete Eltern gefasst. Oft wird der Begriff ausgeweitet auf Partnerschaften, die nach Trennung und Scheidung entstehen, und auch verheiratete Frauen beschreiben ja oft, dass sie die konkrete Erziehungsarbeit völlig alleine leisten.

Singles mit Kids – das ist auch ein erster Hinweis auf das gewandelte Selbstbewusstsein von Alleinerziehenden, mit dem sich der 2. Abschnitt dieses Artikels beschäftigt.

Zunächst aber eine kurze statistisch-soziologische Skizze der Lebensform EinElternFamilie in unserer Gesellschaft:

- 1996 gab es in Deutschland rd. 1,6 Mio. Einelternfamilien im engeren Sinne, d.h. Alleinerziehende mit Kindern unter 27 Jahren.
- Von diesem Personenkreis sind 85 % Mutter-Kind-Familien. Nur 15 % Vater-Kind-Familien; das ist der Grund, warum ich mich im Folgenden wesentlich auf die Situation alleinerziehender Frauen konzentriere.
- 3 von 5 Alleinerziehenden sind getrennt lebend oder geschieden. Ein Fünftel verwitwet und ebenfalls ein Fünftel ledig.
- In den letzten 20 Jahren ist die Zahl der Alleinerziehenden deutlich gestiegen. Heute sind 17 % aller Familien EinEltern-Familien und 4 % nicht eheliche Lebensgemeinschaften.
- Immer noch 80 % der Familien sind Ehepaar-Familien.³

Dabei allerdings gilt zu bedenken, dass die Statistik zwar eine Ehepaar-Familie ausweist, allerdings keine Aussage darüber macht, ob dieses Paar in erster oder zweiter Ehe verheiratet ist. Es ist aber bekannt, dass mehr als 50 % der geschiedenen Menschen erneut eine Ehe eingehen.⁴

- Die seit Ende der 60er Jahre stark gestiegene Scheidungsquote stabilisiert sich auf hohem Niveau. D. h., unter der Voraussetzung, dass die aktuellen Scheidungsziffern längere Zeit konstant bleiben, ist damit zu rechnen, dass weiterhin ein Drittel der heute geschlossenen Ehen mit einer Scheidung endet. Nicht verwunderlich ist dabei, dass die Scheidungsquote von Zweitehen höher ist als die von Erstehen.
- Dabei haben die geschiedenen Ehen im Durchschnitt 12 Jahre bestanden, die höchste Scheidungsintensität wurde für das 5. bis 7. Ehejahr verzeichnet.
- Dass die große Mehrzahl der Scheidungsanträge von Frauen eingereicht wird, ist ein deutlicher Hinweis auf den hohen Anspruch von Frauen an Beziehungsqualität und persönliche Integrität in der Part-

nerschaft. Bekannt ist ja auch, dass Frauen und Männer den Klärungsprozess der Beziehung und die Bewältigung der Krise unterschiedlich erleben und gestalten.

- Auffällig ist zudem die in den letzten Jahren gestiegene Scheidungsquote bei Paaren, die um die 25 Jahre verheiratet sind (Silberhochzeitskrise).
- Im Rahmen der 68er Bewegung wurde als Gegenmodell zur bürgerlichen Ehe die heute längst etablierte nicht eheliche Lebensgemeinschaft aktuell. Ihr Anteil hat sich in den letzten Jahren fast verzehnfacht. Bezogen auf unser Anliegen ist zu bedenken, dass auch in nicht ehelichen Lebensgemeinschaften Kinder aufwachsen, und auch hier – wie in allen anderen Paarbeziehungen – Trennungen vorkommen, selbst wenn sie nicht juristisch oder statistisch erfasst sind.
- Die große Mehrheit der Kinder lebt immer noch mit beiden leiblichen Elternteilen zusammen, auch wenn diese nicht immer miteinander verheiratet sind. Aber immerhin jedes 5. Kind – also 20% – wächst nicht in der Familie auf, in die es hineingeboren wurde.⁵

Die Familienforschung hat viele Ursachen und Gründe für die Zunahme von Trennung und Scheidung, die Entwicklung alternativer Lebensformen und Familienmodelle zusammengetragen. An dieser Stelle fehlt die Zeit, darauf differenziert einzugehen. Zu nennen sind hier allerdings die Entwicklung von der bäuerlichen, familiären Solidargemeinschaft zur Entwicklung einer individuellen Lebens- und Arbeitsbiographie, die Flexibilisierung der strukturellen Voraussetzungen des Arbeitsmarktes, Wertewandel, Liberalisierung von Sexualität, die durch den Feminismus angestoßene Geschlechterrollendifferenzierung, um nur einiges zu nennen.

Der Rückgang der Heiratsneigung und die hohe Scheidungsquote sind keineswegs Zeichen für eine geringe Bedeutung der Ehe, eher im Gegenteil, denn es ist die Sehnsucht nach einer geglückten Beziehung, nach einer dauerhaften Partnerschaft, die als Grund für

die Zunahme von Wiederverheiratung und Stieffamilie angesehen werden kann.

Die auf diesem Hintergrund stark ausgeprägte Glückserwartung an die Partnerschaft, die Freiheit und Qual der Wahl in Berufsausbildung und Partnerschaft führt zu einer – wie die Soziologin Beck-Gernsheim es formuliert – „individuellen Bastelbiographie“.⁶

Mit dem Wissen um die strukturellen, gesellschaftlichen und globalen Veränderungsprozesse verbietet es sich, den Wandel der Lebensformen allein individuell zu bewerten. Auch die erste große Reform der Ehescheidungsgesetzgebung Mitte der 70er Jahre hat, mit dem Wissen um die innere Psychodynamik einer Paarbeziehung und deren möglicherweise unheilvolle Verstrickung, die Schuldfrage – von Außenstehenden gestellt – ersatzlos aus dem Diskurs gestrichen.

Dabei bleibt selbstverständlich die existentielle Krise und die persönliche Tragik bestehen, und aus psychosozialer und moralischer Sicht sei jedem Partner, jeder Partnerin angeraten, sich mit den eigenen Anteilen am Zerbrechen der Beziehung, an Suchtverhalten oder Gewalt in der Partnerschaft auseinander zu setzen.

Es gibt allerdings auch, und nicht selten, die schleichende und wortlose Entfremdung der Partner, wie Erich Kästner sie beschreibt.

Sachliche Romanze

*Als sie einander acht Jahre kannten
(und man darf sagen: sie kannten sich gut),
kam ihre Liebe plötzlich abhanden.
Wie andern Leuten ein Stock oder Hut.*

*Sie waren traurig, betrogen sich heiter,
versuchten Küsse, als ob nichts sei,
und sahen sich an und wussten nicht weiter.
Da weinte sie schließlich. Und er stand dabei.*

Vom Fenster aus konnte man Schiffen winken.

*Er sagte, es wäre schon Viertel nach Vier
Und Zeit, irgendwo Kaffee zu trinken.
Nebenan übte ein Mensch Klavier.*

*Sie gingen ins kleinste Café am Ort
Und rührten in ihren Tassen.
Am Abend saßen sie immer noch dort.
Sie saßen allein, und sie sprachen kein Wort
Und konnten es einfach nicht fassen.⁷*

Phasenbedingter Unterstützungsbedarf und Entwicklungsaufgaben

Die in den letzten beiden Jahrzehnten expandierende Scheidungsforschung hat die Folgen einer Trennung und Scheidung für die Erwachsenen als auch für die Kinder ausführlich beschrieben.

- Zunächst verändern sich die äußeren Rahmenbedingungen des Familienlebens tiefgreifend. Oft zieht ein Teil der Familie – nämlich Frau und Kinder – in eine neue Wohnung, damit verbunden ist also ein Ortswechsel zumindest aber ein Wechsel des unmittelbaren sozialen Umfeldes. Der Wechsel von Wohnung, Kindergarten und Schule, ggf. auch des Arbeitsplatzes sind nicht zu unterschätzende Stressfaktoren in einer emotionalen Krise, die ohnehin tiefgreifend ist.
- Enttäuschung, Aggression, Verunsicherung im Selbstwertgefühl oder Depression sind Menschen in der Krisenphase vertraut. Verwandtschaft und Freunde ziehen sich zurück oder organisieren sich neu. Angesichts der ganz praktisch zu erledigenden Aufgaben bleibt anfangs kaum Energie, sich um neue Beziehungen zu kümmern.
- Dabei lässt der finanzielle Rahmen jetzt keine großen Sprünge mehr zu. Die wirtschaftliche Situation von EinElternFamilien ist prekär. Obwohl im Bundesdurchschnitt 55 % aller Frauen mit Kindern erwerbstätig sind und dabei alleinerziehende Mütter überrepräsentiert sind, reicht das selbst erwirtschaftete Einkommen in vielen Familien nicht aus.⁸
- Innerhalb der Gruppe der Familien haben die Alleinerziehenden im Durchschnitt das niedrigste Einkommen. Jede 4. Alleinerziehende Mutter mit Kind oder Kindern erhielt 1996 Sozialhilfe. Je mehr Kinder

eine Familie hat, desto eher bezieht sie Sozialhilfe und mit Ausnahme der älteren Alleinerziehenden besitzen EinElternFamilien relativ wenig Vermögen und vergleichsweise selten Wohneigentum. Stattdessen sind sie überdurchschnittlich oft verschuldet oder überschuldet.⁹ Oft wird erst im Alter deutlich, was das Schlagwort von der „Feminisierung der Armut“ bedeutet.

- Nachdem im Auftrag des Deutschen Caritasverbandes Freiburg vom Institut für Sozialberichterstattung und Lebenslagenforschung im Juli 99 vorgelegten Bericht „Arbeit und Reichtum in Deutschland“ kann zusammenfassend festgestellt werden, „dass sowohl Armut als auch prekärer Wohlstand in hohem Ausmaß in der Bundesrepublik existieren. Im Großen und Ganzen sind es die Alleinerziehenden und die Familien mit Kindern, die als besondere Problemgruppe bezeichnet werden können.“¹⁰

Damit hat sich die Perspektive geändert. Armut und Niedrigeinkommen sind nicht mehr das Schicksal einer kleinen randständigen und sozialpolitisch vernachlässigten Gruppe, sondern das Armutsrisiko gehört heute zur Lebenswirklichkeit einer großen Zahl von Normalbürgern, Normalarbeitnehmern und Normalfamilien.

Neben der Arbeitslosigkeit wird die Scheidung zum Risikofaktor Nr. 1 für das Abrutschen in die Sozialhilfe.

Eine umfassende und flexible Kinderbetreuung ist das A und O für die Erwerbstätigkeit der Mütter, die mit besten Kräften versuchen, das Einkommen der Familie mit selbst erwirtschafteten Mitteln zu bestreiten. Gleichzeitig wird an dieser Stelle deutlich, dass der Unterstützungsbedarf von Alleinerziehenden sich in vielen Bereichen deckt mit dem der ZweiElternFamilien. Vor allen Dingen aber ist er ein phasenbedingter Unterstützungsbedarf, denn Alleinerziehende verharren nicht zeitlebens in einer Krisensituation.

Die Prozesshaftigkeit der Lebensform und die Ressourcen zur Entwicklung neuer Perspektiven zeigen sich hier besonders deut-

lich. Nach einer Studie der Universität Bamberg aus dem vergangenen Jahr ist z. B. das gängige Vorurteil, Alleinerziehende lebten in sozialer Isolation, durchaus nicht zu halten. Ganz im Gegenteil wird nachgewiesen, dass das soziale Netz von Alleinerziehenden besonders dicht ist. Insbesondere weibliche Familienangehörige, Freundinnen, Schwestern, Nachbarinnen usw. bilden das emotionale und soziale Unterstützungssystem von EinElternFamilien.¹¹

Dieses Forschungsergebnis überrascht nicht, es unterstreicht vielmehr die seit einigen Jahren ressourcenorientierte Sichtweise in der Arbeit mit Alleinerziehenden. Der Paradigmenwechsel von der Defizittheorie zur ressourcenorientierten Arbeit, welche die Selbstheilungskräfte und Chancen der Neuorganisation des Familienlebens unterstützt, hatte am Anfang etwas sehr Provozierendes.

Als Anita Heiliger 1992 zum 25-jährigen Jubiläum der Alleinerziehendenarbeit im Bistum Aachen eingeladen wurde, löste ihr Buch „Alleinerziehen als Befreiung“¹² heftige, emotional geführte Kontroversen in der Treffpunktarbeit aus. Durchgesetzt hat sich allerdings die Erkenntnis, dass Menschen in der sozialen Belastung einer Krisensituation auch einen inneren Wachstumsprozess erleben können.

Im Management von Haushaltsführung, Kinderbetreuung und Erwerbsarbeit erleben viele alleinerziehende Frauen zum ersten Mal ihre Kraft, von deren Existenz sie bisher nichts wussten.

Bei entsprechender Unterstützung entwickelt sich die existentielle Lebenskrise mit Zuversicht und Lebensmut zu einem inneren Wachstumsprozess. Die Psychologie formuliert Bindung und Lösung als Entwicklungsaufgabe, die sich in den verschiedenen Abschnitten des Lebens je neu stellt.

Gewiss, niemand wünscht für sein Leben einen solchen existentiellen Einschnitt, aber emotional angenommen, sinnhaft gefüllt und menschlich durchlitten entwickelt er sich manchmal zu einer persönlichen Chance, die ungeahnte Möglichkeiten der Neuorientierung und der persönlichen Reifung mitbringt.

Das neue Selbstbewusstsein drückt sich aus in der Formulierung: „Singles mit Kids“: Frauen definieren sich nicht mehr alleine durch ihre Kinder und die Erziehungsaufgabe. Sie versuchen, sich in ihrer eigenen Biographie selbstbestimmt und verantwortlich zu entwickeln, neue berufliche Wege zu gehen, eigene Interessen und Fähigkeiten nicht länger verkümmern zu lassen, sondern zu fördern.

„Singles mit Kids“ signalisiert beides: Die Erziehungsverantwortung und den Alleinstand mit der Offenheit für eine neue Beziehung.

Und noch etwas wird an dieser Formulierung deutlich: Ein Single mit Kids hat die Trennung von Elternebene und Paarebene realisiert, es wird nicht in erster Linie ein neuer, treu sorgender Vater für die Kinder gesucht.

Der soeben skizzierte Perspektivwechsel macht auch vor der Beschreibung des Erlebens und der Konsequenzen von Trennung/Scheidung für Kinder und Jugendliche nicht halt.

Unbestritten ist auch für Kinder die Trennung der Eltern oft eine schwere Krisenphase. Manche Kinder allerdings erleben nach einer schwierigen, oft gewalttätigen Elternbeziehung die EinElternFamilie als Beruhigung, als Erleichterung und Wohltat.

Und selbstverständlich gibt es altersspezifische Reaktionen und Problemfelder, in denen Kinder verstanden und emotional unterstützt sein möchten. Weil die Erwachsenen ja selbst in dieser Krise zu sehr involviert sind, ist hier das Umfeld, sind Erzieherinnen, Sozialarbeiter, Lehrer usw. besonders gefragt.

Systemische Angebote, die den Wunsch des Kindes nach Kontakt zu beiden Eltern teilen ernstnehmen und konsequent bei der Befindlichkeit des Kindes bleiben, tragen das pädagogische Qualitätssiegel „besonders wertvoll“.

Gunhild Gutschmidt war die erste, die nach gründlicher Forschungsarbeit darstellte, dass Kinder aus EinElternFamilien bei qualifizierter Unterstützung die Krise von Trennung und Scheidung nicht nur leidlich

überleben, sondern eigene Entwicklungsanregungen erhalten.

Gutschmidt beschreibt Kinder aus EinElternFamilien als besonders verantwortungsvoll, als überdurchschnittlich flexibel hinsichtlich ihres Rollenerwartens an Partnerschaften und besonders sensibel für die emotionale Zufriedenheit in Beziehungen.¹³

Pastorales Ödland bewässern

Es stellt sich die Frage, was bei aller fachlichen Begründetheit dieser Arbeit denn daran pastoral sein mag und worin die religiöse Dimension dieser Krisensituation besteht. „Es gibt Prioritäten in der Seelsorge, die immer gültig sind, z. B. die Sorge um die Armen. Es gibt aber auch Aufgaben, die zu einem bestimmten Punkt der gesellschaftlichen Entwicklung einen solchen Grad an Aktualität erreichen, dass sie vorrangig erfüllt werden müssen. Dies scheint für die Geschiedenenpastoral heute zuzutreffen. Und das nicht nur, weil dieses Phänomen in den letzten Jahren quantitativ sprunghaft gewachsen ist, sondern auch, weil es gilt, ein neues biblisch orientiertes kritisches Denken zu entwickeln, welches gewohnte Verhaltensschablonen in Frage stellt.“¹⁴

In einer pluralistischen Gesellschaft gibt es selbstverständlich eine große Zahl von Menschen, die sich von der Kirche, ihren Angeboten und dem konkreten Gemeindeleben distanzieren.

Der Einwand, ob denn in einer grundlegenden Phase der Neuorientierung mit dem ganzen Chaos von veränderten sozialen Bedingungen, Finanzkrisen und emotionalen Wechselbädern Menschen überhaupt offen seien für spirituelle Fragen ist durchaus berechtigt. Die Inkubationszeit für religiöse Fragen ist individuell höchst unterschiedlich. Denn tatsächlich verschafft sich in der persönlichen Begleitung dieses krisenhaften Lebensumbruchs die spirituelle Dimension meist erst nach einer Weile Gehör.¹⁵

Plötzlich werden biblische Geschichten wichtig, ist die Person Jesu wieder neu interessant, werden liturgische Feiern mit dem

Zuspruch des heilenden, versöhnenden Gottes als Kraftquelle für die eigene Lebensgestaltung erfahren.

Zitat: „In einer solchen Situation kann der christliche Glaube sich als tragend erweisen. Der Glaube an einen Gott, der Zukunft eröffnet, der will, dass wir das Leben in Fülle haben. Der nie aufhört, uns zu einem Neuanfang einzuladen. Kirche, Gemeinde könnte ein Umfeld sein, in dem Menschen nach Trennung/Scheidung ermutigt werden, ihre je eigenen Neuanfänge zu wagen.“¹⁶

Die Wiener Pastoraltheologin Dr. Widl führt aus, dass an den Wendemarken des Lebens die Frage nach Sinn und Ziel ergründet wird. Die Bedeutung des Ganzen aber lässt sich nur von einem Punkt aus ergründen, der nicht dem Wechsel des Vergänglichen unterworfen ist. „Seelsorge geschieht dort, wo Menschen einander in Dickichtzeiten gegenseitig tragen, trösten und ermutigen in dem Wissen, dass Gott es ist, der durch sie hindurch wirkt. Insofern ist Seelsorge ein Vorgang tiefster menschlicher Verbundenheit und Gottesbegegnung gleichermaßen.“¹⁷

Es geht letztlich um die pastorale Grundfrage, wie die Kirche damit umgeht, dass Menschen die wertvolle Leitidee „Bis dass der Tod Euch scheidet“ auf dem Hintergrund ihrer persönlichen Lebensgeschichte nicht einzulösen vermögen. Die Botschaft Jesu ist nicht in erster Linie eine Morallehre, eine Richtlinie zur Messbarkeit unseres Verhaltens an bestimmten Normen. Sie ist in erster Linie ein Zuspruch, eine Zusage auf Heilung und Erlösung. Auf Gottes Heilszuspruch hin können wir versöhnlich mit den Brüchen in unserem Leben umgehen und hoffnungsvoll Aufbrüche wagen.

Das Kirchenbild einer solchen Pastoral ist gekennzeichnet durch den Exodus. Eine Kirche, die beständig auf dem Weg ist, auf einem Weg, der aus Versteinerung und Kleinmut herausführt zur Fülle des Lebens.

Und was heißt das konkret?

Es bedeutet, den Ohnmachtserfahrungen in Krisenzeiten des Lebens die humane und theologische Relevanz zu geben. Das Durchbrechen der Machtverstrickung und Unter-

drückung ist das Erwachen von Machterfahrung, Selbstbestimmung und Befreiung. Es heißt ernst zu machen mit einer spirituellen Trennungsbegleitung, mit dem behutsamen Entwickeln von Ritualen und Liturgien zur Trennung/Scheidung eines Paares.

Dazu ein Gebet von Armin Beuscher:

Lieber Gott.

*Es hat ein Ende mit der Liebe.
Denn auch sie hat ihre Zeit.
Sie währt nicht immer bis zum Tode,
und was dann noch bleibt,
sind selten schöne Reden.*

*Es gibt kein Leben ohne Grenzen.
So vergib uns unsere Schuld.
Damit auch wir vergeben lernen.*

*Wunden können heilen,
und mit Narben können wir leben.
Es gibt Wurzeln, die uns tragen,
über dürre Zeiten hin.*

*Gott, wandle auch das Schwere
uns zum Segen.*

*Amen.*¹⁸

Seelsorge und Beratung können Brüche und Neuanfänge in die persönliche Lebensgeschichte integrieren, aus christlichem Glauben verstehen, deuten und begleiten.

Es gilt vor allem, mit Gottvertrauen und Phantasie das pastorale Ödland zu bewässern, welches sich jenseits der Trennungslinie befindet. Alleinerziehende, Geschiedene, Getrennte, Singles, wiederverheiratete Menschen gehören in die Kirche, und zwar nicht an den Rand, sondern mitten hinein.

Die pastorale Intervention zielt somit zum einen auf die individuelle Begleitung der Menschen, zum anderen auf die strukturelle Ebene der Gemeinde, Verbände, Kirche und Gesellschaft. Wir alle, eine Kirche und eine Gesellschaft, die auf die Lebens- und Glaubenserfahrungen einer großen Gruppe von Menschen verzichtet, amputiert sich selbst um ihre Reichtümer.

Anmerkungen:

- ¹ Vortrag anlässlich des 5-jährigen Bestehens der Begegnungsstätte für Alleinerziehende in Krefeld am 10. Mai 2001. Von den bundesweit sechs Begegnungsstätten für Alleinerziehende existieren vier im Bistum Aachen, die erste Einrichtung dieser Art wurde von Marianne Henkel 1981 in Mönchengladbach initiiert.
- ² Heidebrecht, Brigitte: Das Weite suchen. Verlag Kleine Schritte, Bonn 1983.
- ³ Engstler, Heribert: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. (Hrsg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). Bonn 1997. 43–54.
- ⁴ Engstler, Heribert: a. a. O., 87.
- ⁵ a. a. O., 33, 45, 83, 88, 91.
- ⁶ Beck-Gernsheim, Elisabeth: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München 1998, 54 ff.
- ⁷ Kästner Erich: Gesammelte Schriften für Erwachsene Bd. I Gedichte. München und Zürich 1969.
- ⁸ Engstler, Heribert: a. a. O., 115.
- ⁹ Engstler, Heribert: a. a. O., 172.
- ¹⁰ Armut und Reichtum in Deutschland: Institut für Sozialberichterstattung und Lebenslagenforschung, Frankfurt a. M. 1999.
- ¹¹ Schneider, N. F. / Krüger, D. / Lasch, D. / Limmer, R. / Matthias-Bleck, H.: Alleinerziehen in Deutschland – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). Stuttgart 2000.
- ¹² Heiliger, Anita: Alleinerziehen als Befreiung. Pfaffenweiler 1991.
- ¹³ Gutschmidt, Gunhild: Alleinerziehen – eine Chance für die Kinder, in: Jugend und Gesellschaft Nr. 5/6 1991, 8 ff.
- ¹⁴ Liss, Bernhard: Krise, Scheidung, Neubeginn. Pastorale Erfahrungen in einer menschenfreundlichen Kirche. Würzburg 1990, 38.
- ¹⁵ Lenders, Annette / Tiemann, Ingeborg: Lebendige Seelsorge 52, 2001, 62–65.
- ¹⁶ Mackscheidt, Elisabeth: Systemische Beratung und christlicher Glaube. Zur Spiritualität der Begleitung bei Trennung und Scheidung, in: Beuscher, A. / Mackscheidt, E. / Mieth, H.: Gewagtes Glück - Reflexionen, Gedichte, Liturgien. Impulse zu Trennung und Scheidung. Niederau 1998, 79 ff.
- ¹⁷ Widl, Maria: Kleine Pastoraltheologie. Styria-Verlag, Graz 1997, 104.
- ¹⁸ Beuscher, A. / Mackscheidt, E. / Mieth, H. a. a. O., 166.

Karl Allgaier

Ein neues Zeitalter der Kinderliteratur?

Das Phänomen „Harry Potter“

Ein Buch bewegt die Welt – wann gab es das zuletzt? Nicht die neueste Entwicklung des Internets, nicht der Mikrochip, der wieder einmal eine verzehnfachte Speicherkapazität oder Verarbeitungsgeschwindigkeit verspricht – nein: Ein Buch steht plötzlich im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Das *plötzlich* gilt nun schon das vierte Jahr, denn es sind mittlerweile vier von – wie es heißt – sieben geplanten Bänden auf dem Markt, und zwar ohne Unterbrechung ganz oben auf den Bestsellerlisten.

Das Medienereignis der *Harry Potter*-Romane der britischen Autorin Joanne K. Rowling stellt tatsächlich das meiste in den Schatten, was wir am angeblichen Ende des *Gutenberg-Zeitalters* gewohnt waren.

Im Mai 2001 waren weltweit mehr als 100 Millionen Exemplare verkauft und der Band „Harry Potter und der Stein der Weisen“ in 42 Sprachen übersetzt worden. Der Carlsen Verlag, der die deutschsprachige Ausgabe veröffentlicht, hat bis dato mehr als 11 Millionen Titel abgesetzt. Die Zahlen müsste man laufend aktualisieren. Großen Erfolg hat auch die Hörbuch-Ausgabe, die vollständige Lesung durch das Stimmenwunder Rufus Beck (Hörverlag). Die Flut der Zeitungs- und Zeitschriftenartikel ist natürlich nicht zu überschauen, und die Suche nach Internet-Seiten zum Stichwort *Harry Potter* stößt erschreckenderweise je nach Suchmaschine auf Trefferzahlen im sechsstelligen Bereich. Da greift man gern zur CD-ROM „Die besten Harry Potter Internet-Seiten“ (Franzis Verlag) oder zum nur vorläufig voll-

ständigen Lexikon von Friedhelm Schneidewind: „Das ABC rund um Harry Potter“, (imprint-verlag). Ein Ende des Booms ist demnach nicht abzusehen, und in Kürze rollt wie eine Springflut die nächste große Vermarktungswelle auf uns zu. Warner Brothers haben sich die entsprechenden Rechte gesichert, bringen noch im laufenden Jahr den (ersten) Kinofilm und im Übrigen Fanartikel jeder, aber auch wirklich jeder Art, vom Schulranzen bis hinunter zum Harry Potter Badewannenstöpsel. Vergleiche zu Pokémon oder irgendeinem anderen Phänomen der letzten Jahre sind nicht weiter zu bemühen.

Auch ohne die blanken Verkaufszahlen ist dieses literarische Ereignis wie geschaffen, die verschiedensten Bewertungen und Urteile auf den Plan zu rufen, von der Euphorie über den Sieg des Lesens bis zur tiefen Besorgnis angesichts einer bedrohlichen Thematik, denn Harry Potter, im ersten Band zehn Jahre alt, im vierten dreizehn, ist kein gewöhnliches Kind, sondern mit übernatürlichen Kräften begabt und schon ein Großer im Bereich der Magie und Zauberei.

Seine Eltern waren Zauberer, und in der Welt der Zauberer bewegt sich die Geschichte zum größten Teil. Zauberer sind Menschen, allerdings mit magischen Fähigkeiten; die gewöhnlichen Menschen dagegen sind bloß Muggels. Seit Harry seine Eltern verloren hat, lebt er in den Schulferien bei seinen nicht-magischen Verwandten, den Dursleys. Das Jahr über geht er zur Schule, in das Zauberer-Internat Hogwarts. Die Welt der Zauberer ist von der gewöhnlichen Muggelwelt nur über Gleis neundreiviertel vom Bahnhof King's Cross zu erreichen, der Zugang ist unsichtbar. Muggels merken nicht, wenn sie es mit Zauberern zu tun haben; im Ernstfall muss ihr Gedächtnis nachträglich verändert werden.

Harry wird von seiner Pflegefamilie sehr schlecht behandelt und ist nur in Hogwarts glücklich. Dort ist er der berühmteste junge Zauberer, denn er hat im Kampf mit Voldemort gesiegt, dem größten aller schwarzen Magier, der seine Eltern getötet hat und auch wieder an die Macht kommen will.

Im ersten Band, *Harry Potter und der Stein der Weisen* (dt. 1998), erlebt Harry sein erstes Jahr auf dem Internat. Voldemort will sich seiner bemächtigen und zurückkehren. Harry und seine Freunde Ron und Hermine müssen Gefahren und Rätsel überwinden, um ihm zuvorzukommen. In einem dramatischen Kampf gelingt es Harry, den Bösen erneut zu besiegen.

In seinem zweiten Jahr in Hogwarts (*Harry Potter und die Kammer des Schreckens*, 1999) hört Harry eine Stimme, die ihn mehrfach bedroht. Die Freunde finden heraus, dass in einer geheimen Kammer ein Monster verschlossen ist. Im Endkampf bleibt Harry Sieger; ein Phönix und ein sprechender Hut helfen ihm dabei.

Abermals (*Harry Potter und der Gefangene von Askaban*, 1999) ist Harry Potter zur Flucht aus dem Haus der Dursleys genötigt. Er gerät gleich wieder in große Gefahr. Sirius Black, alter Freund seines Vaters und Voltmorts, ist aus dem Gefängnis Askaban ausgebrochen.

Auf der Suche nach der Ratte Krätze geraten die Freunde in eine Höhle und dort stoßen sie auf Sirius. Harry glaubt sich verloren, doch mit seinem Zauberstab gelingt es, die Oberhand zu gewinnen. Er schließt am Ende seinen Frieden mit Sirius Black, der eigentlich sein Pate ist.

Im Vordergrund des jüngsten Romans (*Harry Potter und der Feuerkelch*, 2000) stehen die Quidditch-Weltmeisterschaft und ein Trimagisches Turnier. Aber auch Voltmort kehrt zurück, im Vollbesitz seiner Macht. Der Verlauf der überaus dramatischen Konfrontation mit Harry soll hier gerechterweise nicht verraten werden.

Die oben skizzierten Handlungsgerüste geben – wie bei vielen Romanen – nur einen höchst unzulänglichen Eindruck des Ganzen wieder. Der Bau ist um einiges komplizierter, aber perfekt konstruiert und wird in der Art des analytischen Erzählens nur allmählich enthüllt. Planmäßig streben die Geschichten auf die jeweils maximale Spannung zu, die manchmal kaum noch erträglich ist, auch wenn ein Happyend nie wirklich in Frage steht.

Es liegt nun nahe, Vergleiche zu anderen erfolgreichen literarischen Werken zu ziehen und die *Harry Potter*-Romane gattungsmäßig einzuordnen. Offenbar hat die Autorin mit großem Geschick gleich mehrere Muster miteinander verknüpft. Das ist zualtererst natürlich die Phantastische Literatur, in der vieles möglich ist, was uns sonst nicht zu Gebote steht. Das Zaubern eröffnet einen großen Raum, Fähigkeiten auszuträumen, die wir sonst nicht haben. Der Zutritt zu einer solchen Welt kommt unseren kühnsten Wünschen gleich. Es gibt mit dem Gleis neundreiviertel einen genau bezeichneten Übergang aus der realen in die phantastische Welt wie für Alice der Spiegel (Lewis Carroll) oder für die *Kinder von Narnia* der Schrank (C. S. Lewis). Damit steht eine Unzahl von Abenteuern offen.

Gleichzeitig werden wir an ein Internat versetzt, und auch dieses *Setting* garantiert abwechslungs- und beziehungsreiche Konstellationen und einen stabilen Rahmen. Man denke an die vielgelesene, doch wesentlich simplere Reihe der 21 Romane um *Hanni und Nanni* (Enid Blyton). Zudem ist Harry im Leben diesseits von Hogwarts das verwaiste und herumgestoßene Kind, das uns an *Oliver Twist* erinnert. Dem freilich war der Ausweg in eine Existenz voller wunderbarer Kräfte nicht gegeben.

Eine solche Erfüllung von Phantasien der Macht und des Siegens war bereits einmal die Grundlage für einen literarischen Langzeiterfolg, nämlich für so gut wie alle Romane von Karl May. Und anfällig für den Traum, aus einer unterlegenen Situation heraus immer wieder zum Sieger zu werden, ist wohl nahezu jeder Mensch. Die Tatsache, dass die Auseinandersetzungen auf einen dauernden Kampf mit dem beinahe schlechthin Bösen hinauslaufen, hat Kommentatoren auch Vergleiche zur Sciencefiction-Reihe *Star Wars* ziehen lassen. Und die allmähliche Enthüllung von Geheimnissen verweist auf das Konzept des Detektivromans, wobei Harry und seine Freunde oft eher Agenten gleichen. Auf die Parallelisierung zu James Bond sei jedoch verzichtet. Schwieriger scheint es wohl, von Bildungs-

romanen oder Adoleszenzromanen zu reden. Die meisten Charaktere sind doch recht schematisch und, von Ausnahmen abgesehen, keiner besonderen Entwicklung unterworfen.

Jedenfalls ist hier eine ganz eigene Welt entworfen, wie sie auch den großen Erfolg des Romans „Der Herr der Ringe“ von J. R. R. Tolkien begründet hat. Solch ein ausgestalteter Kosmos ist *wie geschaffen*, eine Kultgemeinde entstehen zu lassen, die sich in seinen Details bestens auskennt.

Und hier liegt auch, jenseits der beinahe genialen Verwendung zahlreicher topischer Muster, der besondere Reichtum der *Harry Potter*-Romane. Da ist zum einen die überaus große Zahl der Figuren, jede sehr individuell ausgestattet (und darum im Hörbuch von Rufus Beck meisterhaft als Stimmen verwirklicht), häufig zweideutig-schillernd angelegt, manchmal auch recht schematisch-starr, doch in einigen Fällen, z. B. beim sanften Riesen Hagrid, zu einer Persönlichkeit mit anrührender Tiefe ausgestaltet. Auf der anderen Seite ist die Fülle der Einfälle geradezu überwältigend und von keiner Nacherzählung einzuholen, welche Möglichkeiten das Land der Zauberer birgt. Es entsteht dabei gerade nicht eine Welt aus Perfektion und Allmacht, sondern eine ebensolche Fülle der Unzulänglichkeiten und Missgeschicke. Ein derartiges Feuerwerk an überraschenden und meist komischen Ideen konnte die Literatur auf diesem Feld vermutlich noch nicht. Das Arsenal ist natürlich auch angefüllt nicht nur mit allen erdenklichen, sondern auch mit den schon anderswo erdachten zauberischen Dingen. Jedes lesende Kind wird daraus schöpfen und in Zukunft eine Anzahl der Zaubersprüche beherrschen (wenn auch nicht die darin versprochenen Wirkungen).

Haben wir uns einmal eingestanden, dass Literatur und daher auch Kinder- und Jugendliteratur nicht in jedem Fall kritisches (Gesellschafts-)Bewusstsein zum Zweck hat, sondern weit häufiger Sehnsüchte beantwortet, ja bedient, dann sind Romane wie die der Joanne K. Rowling legitime Fluchtburgen für unsere Träume, und das auf

literarisch-akzeptablem, wenn nicht gar beachtlichem Niveau und mit einem meist bewundernswerten Einfallsreichtum.

Zur Gretchenfrage wird buchstäblich die Gretchenfrage: „Wie hast du’s mit der Religion?“ Sie hätte sich vielleicht kaum aufgedrängt (denn im Fall Enid Blyton ist sie wohl kaum einmal gestellt worden), wenn nicht laufend Vorwürfe, sogar Beschwerdebriefe an Bischöfe laut würden, hier sei der Teufel am Werk. Einzelne Pfarrer haben darauf gedrängt, die Bücher aus den kirchlichen Büchereien zu entfernen; einzelne Eiferer bzw. Eiferinnen haben bei den vielen Magiern, Hexen und Zaubersprüchen unmittelbar Satanismus und die Gefahr okkulten Beschwörungszirkel unter der jugendlichen Leserschaft befürchtet. Es kommt noch dazu, dass ein angebliches Interview mit der Autorin durch das Internet *geisterte*, das die Besorgnis zu bestätigen schien. Es ist längst als ein Beispiel sogenannter Großstadtmythen enttarnt und widerlegt worden.

Wohlthuend ist dagegen der souveräne Vortrag von Gottfried Bachl: „Zauberhaftes Leben? Religion, Märchen, Realität“ anlässlich der *Potter*-Tagung der Katholischen Akademie in Bayern (in: Kaspar H. Spinner [Hg.]: *Im Bann des Zauberlehrlings? Zur Faszination von Harry Potter*. Pustet Verlag, Regensburg 2001, 42–59). Die *Potter*-Romane sind weder satanistisch noch umgekehrt überhaupt religiös. Gott kommt nicht vor; auch wenn Albus Dumbledore eine sehr mächtige positive Vatergestalt ist: Er ist selbst als Zauberer nicht allmächtig oder allwissend. Kein Zauberer hat (jedenfalls in den vorliegenden vier Bänden) Macht, den Tod zu überwinden, und die Gegenfigur Voldemort ist in aller überwältigenden Bösartigkeit keine absolute Macht. Die prinzipielle Nähe zu einem dualistischen Weltbild besteht freilich wie bei den *Star Wars*. Doch das magische Handeln bleibt als literarische Fiktion, die Freude macht, jederzeit erkennbar und wird oft ins Komische gezogen. Gerade die Wahrsagerin, Prof. Treloney, die ein grundsätzlich beunruhigendes Potential bedeutet hätte, macht sich durch viele Fehlgriffe lächerlich. Gelegentlich mag der hölli-

sche Auftritt Voldemorts etwas drastisch ausgefallen sein, doch das hätten die Geschichten mit der gesamten Schauerliteratur gemeinsam, und das bloße Vorkommen von Hexen würde auch das Märchen von Frau Holle oder Otfried Preusslers Kinderbücher diskreditieren. Im Ausnahmefall ist auch einmal eine Geschmacklosigkeit beim Blick auf die historischen Hexenverbrennungen zu verzeichnen – satanisch oder satanistisch sind diese Romane nicht.

Vielmehr transportieren sie (auch ohne explizit religiöse Dimension) durchaus Werte wie Freundschaft, Mut, Selbstbewusstsein, Solidarität und Verantwortung. Gerechtigkeit ist natürlich auch als Strafe und Rache vorhanden. Doch im riesig-unbeholfenen Hagrid finden wir vor allem Hilfsbereitschaft, Treue, Liebe und Opferwillen. Und fast schon überdeutlich sichtbar ist das Engagement der Autorin gegen Rassismus jeder Art, betreffe er nun in dieser Märchenwelt das Schimpfwort *Schlammblüter* oder die Würde der nicht-menschlichen Elfen.

Es besteht kein Anlass, diese erfolgreichen Romane, die ein Langzeiterfolg zu werden versprechen, zur Krone der Weltliteratur zu erklären. Aber es ist aller Grund zur Freude vorhanden, dass es überhaupt wieder ein epidemisches Lesefieber gibt, einen neuen Triumphzug der Phantasie im Gefolge vieler Vorbilder und eine Erzählerin, die uns einen großartigen Kosmos aus Spannung und Vergnügen geschaffen hat.

Literaturdienst

Anno Quadt: Evangelische Ämter: gültig – Eucharistiegemeinschaft: möglich. Matthias-Grüne-wald-Verlag, Mainz 2001. 163 S.; 29,80 DM.

Wie der Titel ausdrückt – hält Quadt, katholischer Pfarrer und Religionslehrer, Eucharistiegemeinschaft für möglich. Er meint, „die (!) evangelischen Ämter“ seien gültig (S. 14: dreimal; ferner 26, 42, 56, 58), „als gültige anzuerkennen“ (14; vgl. 35); sie seien durch das II. Vatikanum „implizit unausweichlich anerkannt!“ (20) Getrennte Kirchen stünden im Widerspruch dazu, dass es „glaubensinhaltlich“ eine Kirche gebe. Anerkennung der Reformationskirchen sei möglich (19-36): (1) Das II. Vatikanum habe die evangelischen Ämter als gültig anerkannt, da es die evangelischen Glaubensgemeinschaften „Kirchen“ bzw. „kirchliche Gemeinschaften“ nannte. (2) Kirche als Gesamtheit sei qualitativ ursprünglicher als das einzelne Amt, habe daher Vollmacht darüber. (3) Eine bischöfliche Handauflegungskette bis hin zu den Aposteln gebe es nicht. (4) Für die Gültigkeit des Amtes spiele es „keine dogmatische Rolle, ob es durch *bischöfliche* oder *nichtbischöfliche* Ordination verliehen wurde“. Quadt bedauert, dass das Ämtermemorandum ökumenischer Institute von 1973 ohne Wirkung geblieben sei (37-40). Die Ansicht des II. Vatikanums vom Defectus, den evangelischen Ämtern fehle die bischöfliche Sukzession und die Konsekrationsvollmacht zur Eucharistie, sei unzutreffend (41f). Die „großen Kirchen der Reformation“ befänden sich in der apostolischen Glaubensstradition (mit Hl. Schrift, Apostolischem und Nizänischem Credo) – in Einzelfragen seien unterschiedliche Interpretationen tolerabel (43ff). Alle Kirchen hätten einen Defekt, der im Getrenntsein bestehe (46-50). Glaubensinhaltlich gebe es die eine Kirche, doch „in juristisch getrennten Kirchen“ (55). Eine Anerkennung der (bestehenden!) Gültigkeit „der evangelischen Ämter“ und Kirchen sei sinnvoll (56-59). Ausführlich (59-83) kommt ein Beitrag W. Kaspers zur Sprache, dass die Ämterfrage nur in der sakramentalen Gesamtsicht von Kirche, nicht isoliert, lösbar sei; denn in der Reformation wurde der Zusammenhang von *traditio* und *successio* aufgehoben – Gottes Wort setze sich selbst durch (62). Es geht nach Kasper darum, ob „die konkrete Kirche Ort, Zeichen und Werkzeug des Evangeliums Christi ist“ (62f). Diese Position Kaspers sei eine „sakramentale Engführung“ – so Quadt (63). Ursprünglich habe es auch eine „demokratische“ Ordnung der Gemeinde gegeben; für die Kirche wäre „eine Befreiung aus dem monarchischen Korsett längst überfällig“ (68). Er erörtert dann Fragen um ein Einheitsmodell, plädiert für ein

„allökumenisches Konzil“ (83-92). Die orthodoxe und katholische Konzeption „Erst volle Einheit, dann Eucharistiegemeinschaft“ (96-117) lehnt er ab: Sie stelle „die Dinge auf den Kopf“ (117). Im Vorwort geht Quadt auf die Erklärung „Dominus Jesus“ ein (7-18): Diese stehe in scharfem Kontrast zum II. Vatikanum (15).

Die Spaltung ist Argernis und Schaden für die Verkündigung des Evangeliums (UR 1). Darum darf das Mühen um Einheit nicht aufhören, das Johannes Paul II. zum Vermächtnis gemacht hat. „Ich wollte die Diskussion über Sachfragen weiterbringen“, betont Anno Quadt; bei dieser Intention gibt er allerdings vieles als schon wirklich aus, was noch bloße Hoffnung ist. Erwähnt sei folgendes:

* Die Gemeinsame Rechtfertigungserklärung nennt ungelöste Fragen – in der Lehre von der Kirche, der Autorität in ihr, von Amt und Sakramenten (Nr. 43). Ökumenische Dokumente („Das Herrenmahl“:1978; „Das geistliche Amt in der Kirche“:1981) weisen zwar weitgehende Gemeinsamkeiten auf. Im Gegensatz dazu werden aber evangelischerseits Nichtordinierte zu Predigt und Abendmahl nur „beauftragt“, halten manche sogar die Taufe für ausreichend zum Amt.

* Der Begriff *Sukzessio apostolica* hat sich nicht „erledigt“, wie Quadt schreibt (25, 26 u.), da er weder bloß „Kette von Amtsträgern“ noch nur Nachfolge im Glauben meint. Bischöfliche Sukzession ist „konkretes Erkennungszeichen der Tradition“, Nachfolge in einer Kirche, die den apostolischen Glauben bezeugt – in Gemeinschaft mit anderen Kirchen desselben Glaubens (Orth.-kath. Dialog Valamo, 1988, 45f): Die Sukzession ist die konkrete Gestalt, deren normativer Gehalt die Tradition ist, wie Walter Kasper mit Joseph Ratzinger betont. Quadt lobt das Dokument „Das geistliche Amt“; darin steht aber: „Wenn so ... gelehrt wird, ist ein Konsens (bzw. ein hohes Maß an Übereinstimmung) erreicht“ (Vorwort): Dessen Verbindlichkeit ist also Voraussetzung für Anerkennung.

* Das II. Vatikanum spricht von Kirchen außerhalb der katholischen Kirche; das sind die in bischöflich-apostolischer Struktur befindlichen orthodoxen Kirchen. Die Reformationskirchen werden kirchliche Gemeinschaften genannt, die der Heilige Geist als Mittel zum Heil gebrauche (UR 3); das bedeutet auch positive Wertung der Ämter, aber keine Anerkennung im Vollsinn, wie Quadt meint.

* Eine „demokratische“ Ordnung der Gemeinde, von der er spricht (68), hat es nicht gegeben: 1 Kor 12 ist paränetisch (als Ermahnung) gemeint, nicht als eine Gemeindeordnung, wie auch evangelischerseits gegen Ernst Käsemann begründet dargelegt wurde.

* Quadt möchte ein allökumenisches Konzil zur Realisierung sichtbarer Einheit. Zu dessen Gelingen ist ein gemeinsames Konzilsverständnis erforderlich. Noch scheint evangelischerseits

Luthers Wort bestimmend zu sein: „Konzilien können irren und haben geirrt“ Wenig bekannt ist, was Luther im Verlauf der Leipziger Disputation erklärte: „Ich bin überzeugt, dass in Glaubensangelegenheiten Konzil und Kirche niemals irren; in anderen Fragen ist Irrtumslosigkeit nicht nötig“ (WA 59, 527). Luther hat den Glauben der ersten vier Konzilien bejaht; auch die (weniger beachteten!) Lutherischen Bekenntnisschriften stehen dazu.

Die erwähnten Gegensätze sind nicht „tolerable Auslegungen“; sie widerlegen Quads Behauptung „glaubensinhaltlicher“ Gemeinsamkeit und existierender kirchlicher Einheit. Erst sobald sie und andere behoben sind, ist – auch gemäß orthodoxer Auffassung – Kirchen- und Eucharistiegemeinschaft möglich. Wenn die erwähnten Dokumente ökumenischer Dialoge und die Studie „*Communio Sanctorum – Kirche als Gemeinschaft der Heiligen*“ (2000) verbindlich rezipiert werden, sind wir auf gutem Wege. *Heinz Schütte*

Willi Hoffsummer (Hg.): Mehr als 1000 Kurzgeschichten. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 2000, CD Rom. 128,- DM.

Dass die Buchausgaben von Willi Hoffsummers Kurzgeschichten mehr als 200.000 mal verkauft wurden, spricht für den hohen Nutzwert, den diese Zusammenstellung für die religionspädagogische Arbeit besitzt. Nun ist im Matthias-Grünwald-Verlag eine CD-Rom erschienen, die den Umgang mit dieser Kurzgeschichtensammlung den vielen Nutzern wesentlich erleichtern wird.

Sie bietet dem Anwender die Möglichkeit, die Texte in eigene Kopiervorlagen einzubinden, nach eigenen Ansprüchen zu formatieren und ggf. zu modifizieren. Den größten Vorteil gegenüber der Buchfassung bietet die CD-Rom durch die gut durchdachte Recherchefunktion (Schlagwörter, Bibelstellen, Alter der Zielgruppe u. a.).

Die Installation der CD-Rom verläuft problemlos. Die erforderlichen Systemvoraussetzungen sind ein IBM-kompatibler PC mit mindestens einem 486 Prozessor sowie mindestens 8 MB RAM (Arbeitsspeicher) und 8 MB freier Festplattenkapazität. Praktisch ist es, dass die Geschichten direkt in der gewohnten Arbeitsumgebung bzw. Programmoberfläche (wie z. B. MS Word, StarOffice oder Word Perfect) bearbeitet werden können.

Fazit: Bei der CD-Rom handelt sich um ein gutes und bis auf wenige Schwächen ausgereiftes Programm, mit dem auch unerfahrene Anwender rasch vertraut werden. Denen, die bisher schon mit den Geschichten aus den Hoffsummer-Büchern gearbeitet haben, erleichtert es die Arbeit ungemein. Für diejenigen, die die Geschichtensammlung von Hoffsummer bisher noch nicht besitzen, lohnt die Investition allemal.

Frank Reintgen

Auf ein Wort

„Wenn wir sagen: es ist Weihnacht, dann sagen wir: Gott hat sein letztes, sein tiefstes, sein schönstes Wort im fleischgewordenen Wort in die Welt hineingesagt, ein Wort, das nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, weil es Gottes endgültige Tat, weil es Gott selbst in der Welt ist. Das ist ein unerwartetes, ein ganz unwahrscheinliches Wort. Denn wie kann man dieses Wort sagen, wenn man den Menschen und die Welt und beider grauenvolle und leere Abgründe kennt? Gott aber kennt sie besser als wir. Und er hat dieses Wort doch gesagt.“

Karl Rahner
in: Die Gabe der Weihnacht

Versprecher

Zum Abschluss der „Offenen Zeltstadt“, einem Freizeitangebot des KJA und des BDKJ in Dormagen, feierte ich in der Zeltkirche die hl. Messe. Als Lesung war an dem Sonntag der Besuch der drei Männer bei Abraham und Sara an der Reihe. Einer Betreuerin gab ich kurz vorher das Lesungsheft. Daraus las sie in Gen 18,1-10a den Auftrag des Abraham an seine Frau vor „... Schnell, rühr das Mehl an und back drei *Cornflakes*, äh, Kornfladen...“ Pause, und dann fügte sie an: „Obwohl *Cornflakes* sicher auch lecker gewesen wären!“

Dummerweise hatte ich die Vorgängerhefte der jetzigen Einheitsübersetzung im Messkoffer. Wer weiß, warum jetzt statt Kornfladen Brotfladen im Text steht...

Dechant Pfr. Guido Assmann, Dormagen

Geburtstagsgeschenk

Weihnachten 1999. Der Pfarrer einer Eifelgemeinde fand in der Krippe seiner Pfarrkirche ein Päckchen mit einem dazugehörigen Umschlag. In dem von Kinderhand geschriebenen Brief war zu lesen:

Liebes Christkind,

bald ist Weihnachten und wir Menschen feiern Deine Geburt. Wir aber schenken uns alle gegenseitig etwas und vergessen dabei ganz, dass Du doch Geburtstag hast.

Wenn ich „Weihnachten“ habe, dann bekomme ich immer viele Geschenke. Darum habe ich eines meiner liebsten Spielzeuge ausgesucht, um es Dir zu schenken. Du hast ja schließlich am 24. Dezember Geburtstag!

Ich weiß ja nicht, womit Du gerne spielst; aber wenn Dir mein Lkw nicht gefällt, dann stell' ihn unter die Krippe eines der vielen Kinder, die ich nicht kenne, die sich aber so einen Lkw wünschen.

*Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag,
Dein Marvin*

Dank und Ausblick

Am Ende dieses letzten Heftes für das Jahr 2001 danke ich ganz herzlich Herrn Prälat Dr. Robert Kümpel, der auch nach der Aufgabe der Schriftleitung die Reihe der Meditationen fortgesetzt hat, die in der Auswahl und Erschließung der gewählten Themen spirituelle Tiefe, engen Bezug zu den Fragen und Nöten der in der Pastoral Tätigen sowie Anstöße zu kritischer Selbstreflexion mit Worten geistlicher Ermutigung verbunden hat.

Durch das neue Jahr wird uns Herr Pfarrer Dr. Ernst Pulsfort, Geistlicher Leiter der Katholischen Akademie in Berlin, mit zwölf Meditationen geleiten, die aus ungewohnter Perspektive das Kirchenjahr in den Blick nehmen werden. Ihm sei ein herzliches Willkommen im Kreis der Autoren für das Pastoralblatt ausgesprochen.

Gunther Fleischer